

7. Elstercon

Stadt, wohin?

Mensch und Architektur

vom 17. bis 18. September 2004 im Haus des Buches

Neben den vielen verschiedenen Veranstaltungen gab es natürlich auch wieder einen Buchmarkt.



Der Buchmarkt wird aufgebaut.

Am Freitag, dem 17. September begann kurz nach 19.00 Uhr die erste Veranstaltung im Haus des Buches.

Die Plätze des großen Saales reichten kaum aus, einige Teilnehmer mussten mit Notplätzen vorlieb nehmen.

Zu Beginn wurde ein Film vorgeführt, der in chronologischer Reihenfolge alle bisherigen Cons sowie die Gäste zeigte.



T. Braatz leitete die Eröffnungsveranstaltung.



Boris Koch und **Christian von Aster** begannen die Veranstaltung mit einer vergnüglichen Wechselrede.



C. v. Aster

B. Koch

Die beiden Hausmeister – Koch und v. Aster – sprachen über den Zustand eines Hauses - eines großen Hauses am Rande der Stadt – die Villa Phantastik.

Das ist nicht leicht, denn dieses Haus verändert sich ständig. Darin wohnen Leute, wie z. B. dieser Card, der ständig Preise mit nach Hause bringt – wie Hugo oder Nebula. Im Keller ist ein Labor, da arbeiten diese Steinmüllers. Sie erzählen immer, sie glauben nicht an die Zeitmaschine, aber das ist bestimmt geflunkert, um abzulenken. Das Labor ist immer versperrt, auch für die Hausmeister. Die Starkstromkabel verlegen sie selbst. Die Steinmüllers hüpfen bestimmt in die Zukunft und schreiben dann darüber.

Im Gartenhaus wohnt Elisabeth Hand, mit Blick auf das Meer. In ihrer Wohnung hängen Mobiles und solche anthropologische Sachen. In der Mitte der Decke hängt ein Stück Stein – vermutlich vom Mond. Nachts heulen da manchmal die Wölfe. Aber sie macht guten Kaffee: Handgemahlen.

Wenn mal eine Wohnung leer steht, schleichen sich die Hausmeister hinein und spielen Mieter. Denn eine solche Wohnung zu mieten, können sie sich nicht leisten.

Der Kai Maier, der wohnt im Archiv und schreibt Bestseller.

Unter dem Dach wohnt T. Thiemeier, der Illustrator und Autor, und starrt in die Sterne.

Im Erdgeschoss wohnt H. Riffel, Lektor und Übersetzer. Der sägt immer die fünften Tischbeine ab und stellt neue Möbel auf. Aber Kaffee kann er nicht kochen.

Erst hat er bei J. Clute gewohnt. Der hat ein Überwachungssystem anbringen lassen. Außerdem ist dieser Mann gefährlich ehrlich.

Swen Papenbrock macht Cover, z. B. für P. Rhodan. Sein Zimmer ist völlig leer. Die Möbel sind nur gemalt. Manchmal sieht das Zimmer aus wie die Brücke eines Raumschiffes, aber alles nur an die Wand gemalt.

Bei Klaus Frühauf im dritten Stock stehen nur alte DDR-Möbel. Er holt sich sein Wasser vom Mars.

F. Haubold – studierter Informatiker – wohnt in der Bradbury-Suite.

Diese Schreiber fressen Papier, stapelweise, jeden Tag. Die meisten führen Selbstgespräche, was man durch die dünnen Wände hören kann. Die Wände müssen aber so sein, wegen der Ratten und Wölfe.

Der Kempen, der ist irre, der hat sich aus Büchern eine Zwischendecke gemacht, damit er mehr Platz zur Verfügung hat. Und der Marrak, der schreibt und malt, kann sich nicht festlegen. Der hat sein Zelt im Aufzug, scheint sich aber trotzdem immer wohl zu fühlen. Ständig fährt er rauf und runter, manchmal bleibt er hängen. Er schickt Ansichtskarten aus Schottland. Keiner weiß, wie er da Urlaub macht, denn sein Auto hat keinen Motor.

Der Lumley war schon überall und schreibt Horror. Der wohnt natürlich im Keller. Er hat einen schwarzen Hometrainer im Fledermauslook. Seine Wohnung hat einen Verbindungsgang zum Friedhof, da liegen Knochen rum. Er spricht mit Toten und hört sie sprechen. Bei ihm kann man Lovecraft begegnen. Den Tunnel hat er übrigens selbst gegraben.

Der Lucas ist Autor, Kabarettist und Journalist. Der wohnt im Billardsaal. Aus den Tischen hat er eine Bühne gebastelt.

Wenn einer der Mieter mal nicht da ist, gießen die Hausmeister die Blumen. Hausmeister Aster tut das aber nicht gern, denn einige der Pflanzen trinken kein Wasser, und er unterhält sich auch nicht gern mit ihnen.

Der Speisesaal ist auch schon belegt. Der M. Nagula wohnt da. Der ist Herausgeber, Autor und Übersetzer. Der beobachtet die Leute und sperrt sie dann zusammen in Bücher.

Seltsam ist es, wenn diese Leute Besuch bekommen. Der Besuch scheint nicht von hier zu sein, manchmal nicht mal von unserem Planeten.

Die Hausmeister müssen, wenn die Besucher weg sind, meistens noch Schlammspuren beseitigen oder Kugellöcher in den Wänden vergipsen.

Aber keinesfalls wollen sich die beiden einen anderen Job suchen.



20.00 Uhr

„Strange Future – Visionen von möglich bis absurd“

von Christian von Aster



C. v. Aster begann mit einem Zitat von Neil Gaiman: „Eine Stadt ist ein schlafendes Ungetüm“, meinte aber dazu, dass eine Stadt, die nicht schlafen würde, auch nicht träumen könne.

Es folgte die Lesung von „**Armageddon TV**“:

In einem Stadion findet eine sportliche Veranstaltung statt. Aus den Ausführungen des Reporters vermutet man anfangs, dass es sich eventuell um ein Footballspiel handeln könnte. Dann aber hört man, dass ein Spieler der Mannschaft „Black Bullets“ beschossen wird. Dann erfährt man, dass dieses Spiel in drei Dritteln zu je 25 Minuten gespielt wird, jede Mannschaft aus zwölf Personen besteht, und das Ziel darin besteht, die Fahne der eigenen Mannschaft in die gegnerische Base zu bringen. Die Spieler schützen sich mit Rüstungen. Die beschriebene Mannschaftsgröße ist aber nicht bindend. Es gibt Mannschaften mit bis zu 500 Mitspielern. Die „spielen“ dann auch nicht nur mit Schusswaffen, sondern mit Sprengladungen und schwerem Gerät. Es gibt auch Mannschaften, die völlig auf Sicherheit verzichten, die haben dann aber hohe Mannschaftsverluste. Deren Taktik beruht nur auf der Schnelligkeit des einzelnen Spielers.

Am Ende des Spiels eilen die Sanitäter auf das Spielfeld und sammeln die Verwundeten ein. Der Reporter schließt seine Berichterstattung mit den Worten: Wir haben Stars, aber wir brauchen Helden.



Intermezzo:

C. v. Aster hat die Wahlplakate in Leipzig gesehen. Er findet, dass einige zur Veranstaltung passen. Besonders die des Kandidaten **Morlock**.



Lesung: „Niederfrequenzmanipulation“

Kilian Kanopke hat ein Automatenrestaurant. Das ist aber nur Tarnung. Im Hinterzimmer verkauft er andere Dinge. Es erscheint der Kunde Tetzlaff, ein Revoluzzer. Er gehört zur Gruppe der „Nonsumenten“, das sind die „Nicht-Verbraucher“. Sie wehren sich gegen die Firma Omnia Limited, die angeblich den Markt beherrscht und in ihrer Werbung die Verbraucher mittels Niederfrequenzmanipulation beeinflusst. Die Nonsumenten schreiben ihre Flugblätter mit der Hand. Da die Flugblätter deshalb nicht immer lesbar sind, ist diese Aktion ziemlich sinnlos. Um sich gegen die Werbung abzuschirmen, kaufen die Nonsumenten bei Kanopke im Hinterzimmer angeblich illegale Ohrstöpsel aus einem besonderen Plastikmaterial. Sie sind zwar sehr teuer, aber in ihrem Protest gegen Omnia Limited ist den Nonsumenten das egal. Nachdem der Kunde das Geschäft verlassen hat, geht der Verkäufer in den Lagerraum. Dort stehen viele Kisten voller Ohrstöpsel. Und wer ist als Produzent auf der Verpackung angegeben? Natürlich die clevere Firma Omnia Limited. Die hat einen neuen Markt entdeckt, indem sie das Gerücht über die Niederfrequenzmanipulation ausbeutet und unter der Hand teure Ohrstöpsel verkauft.



Lesung „Endstation Carybdis 3“

Es gibt fünf mobile Zollstationen im Raum. Sie kontrollieren die Ein- und Ausfuhr. Sie sind ein Abstellgleis für Karrierekrüppel, aber ein ruhiger Posten. Andere Sektoren sind schlimmer, da gibt es Krieg. Hier gibt es keine Appelle und keine Vorschriften, dafür Rauchkraut und Kaffee.

Ein kleines Handelsschiff legt an. Es kommt von den „T-Techs“, das ist eine technische Rasse, entstanden aus ausgesetzten Druiden, die sich selbst repariert und neu programmiert haben. Sie handeln nicht nur mit Technik und kommen weit herum.

Die Zollstation scannt das Handelsschiff, es scheint nichts geladen zu haben. Aber was auch immer gehandelt werden soll, vielleicht auch nur Nanotechnologie, alles muss gemeldet werden. Der technische Kapitän namens CH428 wird zum Leiter der Zollstation, Benauski, befohlen, damit die Mitarbeiter das Schiff durchsuchen können. Auf Befragen gibt der Raumhändler an, dass er mit spirituellen Konzepten handelt. Die Befragung des Händlers wird gestört durch die beiden technischen Mitarbeiter sowie die Ärztin, die alle etwas ausgeflippt sind. Nicht nur der Leiter der Zollstation ist rauschkrautsüchtig, die Ärztin braucht ihre Schmerzmittel und die anderen Alkohol und anderes. Nachdem der Chef seine Mitarbeiter abgewimmelt hat lässt er sich vom Händler die Theologie der Techs erklären. Jeder weltliche Herrscher kann sich einen Server als Gottgenerator anschaffen. Die Religion wird auf Wunsch gestaltet. Seit Tausenden von Jahren handeln die Techs damit, und es funktioniert. Nähere Informationen gibt es nicht, da Schweigepflicht gegenüber den Klienten besteht. Während der Unterhaltung raucht der Zollstellenleiter sein Rauschkraut und bemerkt, dass der Tech nicht unbeeinflusst davon bleibt. Der Stationsleiter kauft einen Gottgenerator, um seine Mitarbeiter im Zaum halten zu können und um bei der Ärztin Eindruck zu schinden. Bezahlt wird mit Rauschkraut und Kaffee.



Lesung: „Sankt Popstar“

Hier geht es um den Heiligen Drosophilus, den Schutzheiligen der Insekten. Dann gibt es noch den Heiligen Absinthius. Für ihn wird Heavy Metal gespielt. Diese Heiligen finden Anklang im schulischen Religionsunterricht. Im Fernsehen wird der St. Popstar gesucht. In der Jury sitzen Kardinal Ratzinger, der Dalai Lama und eine persönliche Bekannte von Mutter Theresa. Es gibt Vergnügungsparks mit Märtyrern des Monats. Börsengang erfolgt in Kürze. Die Erwähnung einiger Großkonzerne im Vaterunser während der Gottesdienste in den Kirchen wird vorbereitet.

Dieses Werk entfachte jede Menge Lachsalven beim Publikum.



Die böseste Geschichte heißt „Sondermüll“

Der kleine Ort Mengenstädt ist nur auf Landkarten mit entsprechendem Maßstab zu finden. Manchmal wird er mit einer Autobahnraststätte verwechselt. Bürgermeister Klaus Knösel beschließt, die Bürger zu wohlhabenden Leuten zu machen. Auf dem Lande gibt es noch unbürokratische Strukturen. Das ermöglicht, durch Einsatz von Schmalz, Selbstgeschlachtetem und Schnaps die Genehmigung für eine private gebührenpflichtige Sondermülldeponie zu erhalten. Beschwerdeführende werden mit Vergabe von Anteilen zum Schweigen gebracht. Plötzlich lassen sich am Rande des Nirgendwo Fahrzeuge der Schwer- und Pharmaindustrie sehen. Die Preise sind moderat. Auf zehn Tonnen Abfall gibt es eine frei. Die Gemeinde kommt zu Wohlstand. Das Reihenhaus weicht der Villa, der Trecker wird vom Maserati abgelöst, jeder hat einen Swimmingpool. Nach dem ersten Jahrestag des Bestehens wird noch eine Atommülldeponie eröffnet. Die Kunden erhalten Treuepunkte, die sie berechtigen, in der Gaststätte „Zum tickenden Geigerzähler“ eine Mahlzeit einzunehmen. Das alles lassen sich die Nachbarorte Muckendorf und Kleinknispel natürlich nicht gefallen. Sie eröffnen auch Deponien und werden zur Konkurrenz. Die Kapazitäten übersteigen nun das Angebot, aus dem gesamten Bundesgebiet wird Müll herangekarrt. Aber Bürgermeister Knösel hat noch eine Idee und bedient ein weiteres Marktsegment. Die Sicherheit wird minimiert, Schutzanzüge in bunten Farben werden verteilt. Jetzt gibt es einen Deponie-Freizeitpark mit Ernstfall-Simulation und Langzeitausstellung verstrahlter Tiere. Der Imbiss bietet Toxic-Burger. Die gemischten Desinfektionskammern werden der große Renner. Knösel wird der Manager des Parks. Bei Preisausschreiben kann man ein Wochenende im Park gewinnen.



Zum Abschluss der Lesung gab C. v. Aster eine gereimte Bahnglosse zum Besten. Die Wartezeiten sind lang, die Fahrzeiten noch länger. Pünktlichkeit ist selten. Die Bahn kommt auch nicht mehr überall hin, Streckenkürzungen sind angesagt. Informationen sind zweifelhaft, das Preissystem undurchschaubar. Die Preise im Speisewagen sind astronomisch. Der Bahnkunde sollte lieber zu Fuß von Berlin nach Leipzig gehen. Bahnhöfe werden geschlossen. Wenn zur Buchmesse mehr Leute Bahn fahren wollen, werden die Züge verkürzt. „Ich fahre also nur noch Bahn, wenn ich Lust habe, mich so richtig über den Tisch ziehen zu lassen.“ ist das Fazit des Autors.

Ende der Lesung.



Ab 21.00 Uhr hatte der Freundeskreis Plätze im Restaurant Bayrischer Bahnhof bestellt. Ich kam mit einer kleinen Gruppe von sechs Personen etwas später – und siehe da – alle Plätze waren bereits belegt. Wir wurden in einem etwas abseits liegenden, völlig leeren Raum untergebracht. Dort hatten wir wunderbare Ruhe, um uns zu unterhalten. Leider fanden die Kellnerinnen den abgelegenen Raum nur selten, so dass sich Bestellungen und Servierungen bis nach Mitternacht hinzogen. Allerdings hatte es sein Gutes, dass dieser Raum ziemlich leer war: Im großen Restaurant saßen neben den Mitgliedern und Gästen des Freundeskreises ein paar Liebhaber des HolzMichels, die diesen mehrmals lauthals hochleben ließen. So konnten nach und nach die ruhebedürftigen Gäste den Raum wechseln und fanden einen ruhigen Platz für ein Schwätzchen.



Samstag, 18. September 2004

Beim diesjährigen Elstercon fanden mehrere Veranstaltungen parallel statt. Ich habe mich entschlossen, die Veranstaltungen im Großen Saal zu besuchen. Themen und Vortragende der anderen Veranstaltungen können dem Programm entnommen werden.

10.00 Uhr

John Clute

Moderation Hannes Riffel, Übersetzung Student Gunnar Wendel



H. Riffel

J. Clute

H. Riffel (R) stellt John Clute als einen Kenner der SF weltweit vor, der auch selbst Kurzgeschichten und einen Roman veröffentlicht hat. J. Clute wird eigentlich als kanadischer Autor bezeichnet, lebt aber in London und in Maine/USA.

Clute: (C): Das ist mir neu, ich lebe nicht in Kanada, das ist in gewisser Weise ein normaler Zustand für Kanadier, die in vielen Teilen der Welt leben und schreiben. Ob nun England, Amerika oder Kanada, ich sehe SF als Weltliteratur, auch als Kritiker, und nicht nur spezifisch landesintern.

R: Sie haben keinen abgeschlossenen akademischen Hintergrund als Kritiker?

C: Ich bin kein sehr guter Akademiker. Ich fühle mich dort nicht wohl. Ich habe versucht, mich als freier SF-Kritiker zu etablieren, was sehr ungewöhnlich ist.

R: Es ist ungewöhnlich, vom Schreiben zum Kritiker zu kommen und damit sein Geld zu verdienen. Eigentlich ist es absurd.

C: Sein Geld mit Schreiben zu verdienen, ist ein Traum und bleibt ein Traum. Wenn man daran festhalten will, muss man weniger sinnvolle Dinge tun, um sich über Wasser zu halten.

R: Es heißt, Sie hätten einmal gesagt, Sie hätten mehrere Kreditkarten, die Sie überziehen könnten? Wie sind Sie zur SF-Kritik gekommen? Sie hatten Zugang zu

Zeitungen und Zeitschriften, zu Tageszeitungen und Literaturzeitschriften. Haben Sie auch Kontakt zum Fandom? Wie ist das so gekommen?

C: In den 60er Jahren habe ich in Toronto Buchbesprechungen gemacht. Die waren nicht gut, aber meine Gesellenstücke im Hinblick auf heute. Der richtige Start war in der New World. Ich konnte schreiben, wie und was ich wollte, und meine Leidenschaft für SF besser ausdrücken. Sehr wichtig für die SF und das Fandom im Besonderen ist, dass man bei der Kritik Wert darauf legt, in der Gegenwart zu schreiben. Es geht um das Verstehen der heutigen Welt von heute aus betrachtet, nicht von der Historie. Die Kritik ist für die SF das, was der Kanarienvogel für den Bergmann ist (Der Vogel wird als Tester für die Qualität der Luft gehalten.).

R: In den 60ern erschien Ihre erste Kurzgeschichte?

C: 1966 habe ich angefangen und es war nicht einfach. Ich schickte sie mit der Post an New World. Mein erster Roman kam 1977. Die New World ist sehr wichtig im englischen Sprachraum für junge Autoren. Das war ein Ort, wo SF nicht nur als Genre wichtig war, sondern auch als Experiment, als Freiraum. Es gab nicht nur wirtschaftliche Interessen. Später gab es nicht mehr diesen Status. Es war ein Ausdruck der Zeit.

R: Ihr erster Roman war nur begrenzt ein phantastischer Roman?

C: Ich denke nach über Geschichten, die nicht Fantasy sind, und wie man phantastische Ideen entwickeln kann. Wenn man sie liest, kann man diese verwendeten Ideen herauslesen. Dies ist einer der Gründe, dass ich kein Akademiker bin. Die akademische Kritik ist bankrott und geht an den wichtigsten Punkten vorbei. Sie geht nur von der Wirklichkeit aus, anderes wird als Metapher bezeichnet. Kenner der Literatur wissen, dass alle Welten gleichwertig sind. Es gibt nicht nur eine Welt, sondern alle sind gleichwertig. Ich kenne mich in der deutschen Literatur nicht aus.

R: Die Enzyklopädie war nicht die erste, es gab noch eine ältere. Es steckt viel Arbeit darin. Sie haben auch nicht gleich einen Verlag gefunden, weil der Erfolg fraglich war.

C: Die erste Ausgabe erschien 1979 zusammen mit Peter Nicholls. Diese Ausgabe ist nicht in Deutschland erschienen. Es war ein Einblick von außen in die englische und amerikanische SF. Nicholls hat 1975 ein Verlagsbüro überzeugt, die Enzyklopädie zu machen. Die Rechte liegen dann bei den Verlagsbüros, nicht bei den Autoren. Der Autor ist Angestellter und produziert diese Enzyklopädie. Wir stellten Regeln auf für die Kategorisierung der SF. Autoren, die noch nicht veröffentlicht haben, haben wir in einem separaten Buch aufgenommen. Unser Anspruch war, alles was in englischer Sprache erschienen war, aufzunehmen. Es wurde eine große Zahl von Leuten aufgenommen, und es wurde deutlich, wie groß das Feld ist. Schließlich ist es gelungen, 1990 nach Verhandlungen die Rechte wieder zurück zu gewinnen. Die zweite Auflage war größer und ich hatte mehr Einfluss. Es ist eine gute Übersicht über die englischsprachige SF und es war für diesen Bereich schon schwierig genug. In dieser Tiefe kann man nicht in ausländische SF eindringen. Aufzunehmen, was in Ländern und Sprachregionen herauskommt, konnten wir nicht leisten. (Hinweis auf Con-Buch)

Amerikanische SF ist eine Literatur von Amerikanern für Amerikaner geschrieben. Man findet Soldaten, Helden, Entdecker und Eroberer in Raumschiffen im Universum. Es ist eine expansive Literatur aus der ersten Welt, Literatur für ein selbstbewusstes Land, das seinen Weg sucht. Die Erobererliteratur ist aber an ihrem Ende angekommen. Die amerikanische SF in den 70ern hatte eine andere

Wahrnehmung, eine Verschiebung zur heroischen SF. Die Autoren stellen Fragen, Genre- und Grundvoraussetzungen werden in Frage gestellt. Deshalb ist SF auch für anderes Publikum, es dringt in weite Schichten vor. Leute, die solche Romane lesen, denken oft nicht, dass es SF ist.

R: Man kann einen Autor an seinem Roman festnageln. Sie haben einen Ruf als Kritiker. Ist es nicht ein Risiko, einen Roman zu schreiben. Das Publikum misst Sie an Ihren eigenen Ansprüchen.

C: Als ich anfang zu schreiben, dachte ich nicht an die Konsequenzen in der Arbeit des Kritikers. Mit der Zeit entwickelt man Zynismus. Kritiken sind subjektive Geschichten der Kritiker, das ist altbekannt. Autoren und Kritiker arbeiten auch zusammen. Man kann sich auch selbst in Frage stellen. Man lernt, dass man als Autor nicht der Boss oder der König ist. Wenn man ein Buch geschrieben hat, wird man ins Exil verbannt.

Publikum: Wie gehen Sie mit Kritik um?

C: Es ist ein gängiger Weg, dass man Kritik auffassen soll wie einen Brief, ob er lesenswert ist oder nicht. Meine Kritiken sind etwas arrogant. Wenn ein Buch veröffentlicht wird, soll man es so verstehen, als sei es schon immer da gewesen. Schriftsteller und Kritiker kennen ihren Platz. Kritiker werden verglichen mit Gospelsängern (so sehen es die Autoren, deren Loblied gesungen werden soll).

Die Enzyklopädie ist ein Projekt, das nie zu Ende ist. Sie wird noch umfangreicher werden.

R: Gibt es eine neue Auflage der Enzyklopädie?

C: Nur als Online-Version. Es wird mit Time Warner an Verträgen gearbeitet. Es soll dann monatliche Updates geben.

Publikum: Musste der Übersetzer von „Sternentanz“ Drogen nehmen? Und vielleicht auch der Autor?

Riffel: Das Buch war sehr schwer zu übersetzen, vor allem die spezifischen Metaphern. Man muss auf zwei Ebenen nachdenken, das ist schwierig. Es gab Kritik an der deutschen Ausgabe, aber für eine adäquate Übersetzung würde man fünf Jahre brauchen.



11.00 Uhr

Karlheinz Steinmüller

Vortrag: „Architektur in der Zukunft“

Herr Steinmüller hatte seinen Vortrag vermutlich für eine längere Vortragszeit eingerichtet. Um alles in einer Stunde zeigen zu können, ging es im Galopp von Folie zu Folie.



Ohne soziale und technische Innovationen funktionieren die neuen Gebäude nicht. Sie sind nicht vorstellbar ohne Elektrizität und Aufzüge. Ohne diese Neuerungen sind diese Visionen nicht zu realisieren. Die Bodenpreise zwangen zu Hochhäusern, und es ist kaum anzunehmen, dass jemand in die 15. Etage zieht, wenn es keinen Aufzug gibt. Es sollte eine Verbindung von Stadt und Land geschaffen werden, so entstanden die Gartenstädte. In Deutschland war das als erste Dresden-Hellerau.

Auf der Folie waren „Lufthäuser in Ost-Afrika“ zu sehen.

Hinweis auf - Bremer 1910, Die Welt in 100 Jahren

- Fritz Lang, Metropolis

In den Vorstellungen der Architekten sollten die Hochhäuser mit Brücken verbunden sein, auf denen Autos fahren. Fußgänger gibt es dann nicht mehr. Auf den Dächern gibt es Landeplätze für Flugzeuge und Hubschrauber. Diese Vision total motorisierter Städte ist stark verbreitet. Die Hochhäuser sind von Rampen umgeben, auf denen die Autos bis in die oberen Etagen fahren können und vor der Tür in der eigenen Garage geparkt werden. Zum Teil sind die Hochhäuser eine Vorwegnahme der Plattenbauten.

- Buckminster Fuller, Richard 1895 – 1983 New York überkuppelt, mit Klimakontrolle.

Fuller hat auch die Kuppeln der Radarstationen erfunden, zumindest gehen sie auf ihn zurück.

Das Dymaxion-House war mobil technisiert. Es sollte am Fließband produziert und mit einem Flugzeug auf eine vorgefertigte Braugrube gesetzt werden. Nach dem Krieg, als die Produktionsstätten von Panzern, Munition und Flugzeugen auf andere Produkte umgestellt werden sollten, wurde versucht, die Firmen von der Produktion von Fertighäusern zu überzeugen, was aber nicht funktionierte.

- Radebaugh, Art (1958)

Er publizierte in Zeitschriften ein Lufthaus, das mit einem Anker festgemacht wurde. Von ihm wurde auch das flügelschlagende „Schwingen-Flugzeug“ propagiert. Es sollte keine Startbahn benötigen. Zu dieser Zeit träumte man, dass nach dem Krieg ein Utopia ausbrechen würde. Jeder hätte im Vorgarten ein Flugzeug stehen, 3-D-TV, elektronische Bibliothek mit an die Decke geworfenen Texten und Bildern.

- Hannes Hegen (1960) , Mosaik Nr. 29 (1959)

H. Hegen ist der Erfinder der Digidags und des Planeten Neon.

In seinen Geschichten kommen architektonische Visionen der Zeit vor, Straßen in Etagen, U-Bahn, Zentralflughafen in der Mitte der Stadt und Ringflügler.

Die Straßen unter der Erde ließen sich nicht realisieren. Es gab zu viel Dreck und Gestank durch die Autos, Drogensüchtige ließen sich dort nieder.

- 1970 Neue Lebensräume (z. B. die Orion-Serie)

Es sollte Siedlungen geben

- auf dem Meeresgrund
- im ewigen Eis (in der SU realisiert, mit Rohren voll heißem Wasser wurden die Fundamente in den Boden getaut)
- im Weltraum
- auf dem Meeresboden.

1970: Archigram - Plug-In-City (Man kommt an und stöpselt sich an die Versorgungsleitungen an)

- Blow-Out-Village (aufblasbar)
- Marching-Cities (ganze Städte wandern und begegnen sich manchmal)
- Cushicle (tragbares Haus/Bett/Möbel; man glaubte an ein neues Nomadentum)

Schließlich gab es die „Betonzeit“ in West wie in Ost.

In den 50er Jahren erfand jemand das abwaschbare Wohnzimmer – die Hausfrau geht mit dem Schlauch los und ruck-zuck ist das Zimmer gewaschen. Heute setzt man eher auf Roboter, auch in Miniaturausführung.

Vorschau auf die Stadtentwicklung bis 2010:

Man glaubte, es wird noch mehr Mega-Cities (Global-Cities) wie Shanghai geben. Dem spricht entgegen, dass es zur Zeit in den Städten im Osten Deutschlands 18 % Wohnungsleerstand gibt, im Westen 5 %.

Toyota Home Corporation hat ein ökologisches Haus entworfen, bei dem man nicht weiß, ob es die Firma ernst meint, oder ob es nur ein Werbegag ist.

Die Shimiku Corporation behauptet, für 50 Milliarden Dollar ein Weltraumhotel bauen zu können. Und wenn sie das sagen, dann glaubt man ihnen sicher auch, dass sie ein Einfamilienhaus bauen können.

Petronas Twin Towers in Asien

- Es wurden mehrere Etagen pro Tag gebaut,
- logistische Meisterleistung,
- Einsatz von Robotern
- moderne Baustoffe

In der Zukunft glaubt man, intelligente Gebäude erstellen zu können. Derzeit soll ein elektronisch vernetztes Haus einen IQ von 27 haben. Die Medien, der Computer, die Sicherheit usw. sind einzeln steuerbar. Chips sind billig, durchschnittlich 5 Cents. Die Funktionssicherheit soll durch automatische Diagnostik gewährleistet werden. Früher wurden in den Wänden verborgene Sensoren für Spionage genutzt, in der Zukunft könnten sie zur Warnung vor Erdbeben dienen.

Als Beispiel Leipzig: Es gibt 100.000 Hausadressen, in der Zukunft vielleicht eine Milliarde Internetadressen, aber nur 500.000 Einwohner. Im Gegensatz dazu 100 Millionen virtuelle Einwohner/Avatare.

Welche Stadtvisionen gibt es in der SF?

Sprawl, Cyber-City und nachhaltige Städte.

Sprawl gab es bei Gibson 1984 und im „5. Element“ 1997. Es sind heruntergekommene Städte mit PC-Netzen, Junkies und Sex+Crime.

Cyber-Cities gab es z. B. in

1964 Simulacron 3

1973 Welt am Draht

1982 TRON

1996 Spinrad, Deus X

1999 Matrix (Bei Matrix verschwindet die Stadt im Cyberspace.)

Die Stadt koppelt sich vom Territorium ab. 1999 war der Höhepunkt, von da an ging es bergab.

Ökologische Utopien von Ernest Callenbach „Ökoptopia“ 1978

Kim S. Robinson „Pazifische Grenze“ 1990

(Kim S. Robinson hat drei unterschiedliche Romane über das gleiche Thema veröffentlicht.)

Die *Nachhaltige Stadt* beinhaltet

- Verzicht auf High Tech
- Energieeffizienz / Sonnenenergie
- Umnutzung und recyclebare Häuser

Heutige Projekte:

- Unterirdische Einkaufsstätten
- Städte unter dem Meer
- Weltraumhabitate
- Besiedlung des Mars

Beispiele für Projekte in Arbeit:

- Dubai, Wasserstadt (aufgeschüttete Insel in Form einer Palme, später soll noch eine „Weltkarte“ dazu kommen)

2050 wird mit der Besiedlung des Mars gerechnet. Es sollen aber keine Stationen gebaut, sondern vorhandene Höhlen genutzt werden (Herbert Franke).

Gibson beschrieb Arcologies, Hyper Buildings, Stadt in einem Gebäude.

Als Material für die nachhaltigen Städte müsste Biomaterial verwendet werden („Grüne Ziegel“ zur Klimatisierung der Räume).

Ganz in der Zukunft liegt noch die Nanoarchitektur:

- Bio-Info-Nano
- Wachstum von Gebäuden aus Samen
- Nanoassembler
- Selbstorganisation auf molekularer Basis
- selbsttätige Neukonfiguration (das Haus „morph“).

Fazit: Derzeit bedient sich die Architektur der Vorbilder aus der Natur.

- Leichttragkonstruktionen (nach dem Muster von Knochen oder Kiesel)
- Funktionelle Oberflächen (z. B. Lotus-Effekt)
- neue Materialien (Membranen, Polymere)
- formadaptierende Systeme (Gebäude werden „gefaltet“)
- Lüftung nach Muster der Termitenbauten
- Versorgung nach Muster der Blattstruktur
- Autarkie des Hauses zu 99 %.

2099 soll die Bionik Einzug halten. Häuser wachsen, schrumpfen (morphen), fühlen, sind fehlertolerant, selbstheilend, anpassungsfähig.

Zitate:

Mark Twain: „Es ist schwer, Vorhersagen zu machen, besonders über die Zukunft.“

Kant: „Wenn der Wahrsager die Begebenheiten selber macht und veranstaltet, die er zum voraus verkündigt.“

Steinmüller: „Wir bauen weiter an der Zukunft.“



Interview:

G. Sell: Ob die Voraussagen ernsthaft oder nicht ernsthaft sind, lässt sich nicht unterscheiden?

Steinmüller (S): Man malt sich tolle Sachen aus, weil sie toll sind. Im Film können die Autos die Wände hoch fahren (Minority Report). Ernsthafte Sachen und solide Visionen sind langweilig (Solarzellen, Kunststoffe für Wände). So etwas lockt keinen hinter dem Ofen vor. Wenn ein Haus morphet, rülpst, Peristaltik hat, auf so etwas springen die Leser an. Die überzogenen, unrealistischen Sachen haben die Chance, sich durchzusetzen. Die Zukunftsforschung lebt davon. Die Anregungen gehen hin und her. Ein SF-Autor hat seine Antennen aufgespannt und nimmt wahr, was die anderen erfunden haben.

Publikum: Hängen Zukunftsvisionen nicht auch von der Mentalität ab, z. B. bei Metropolis die Arbeiter. Jetzt würden die doch sicher anders aussehen. Oder dass man sich z. B. 1830 statt Traktoren elektrische Ochsen vorstellte?

S: Das ist absolut richtig. Man kann sich nicht vom Zeitgeist lösen. Selbst wenn man es könnte. Wenn ich etwas reales aus der Zukunft wüsste und erzählte, der Leser würde es nicht verstehen. Wenn wir von Nanorobotern in Adern erzählen, das knüpft an bekannte Bilder an. Das ist so realistisch wie die Vorstellung von Riesenflugzeugen. Bremer hat sich das 1910 bei Doppeldeckern vorgestellt. Dort war der Zwischenraum zwischen den Flügeln verglast und diente als Promenade. Alle Vorstellungen sind vom Zeitgeist geprägt. Für den Vortrag habe ich nicht recherchiert, nur auf meine Festplatte gesehen.

Publikum: Die verrückten Zukunftsvisionen sind besser als die ernsthaften.

S: Sie sind besser, weil sie lustig sind und die Menschen mehr ansprechen.



12.00 Uhr

Kai Meyer

Moderation: Dirk Berger



K. Meyer

D. Berger

K. Meyer ist 1969 in Lübeck geboren, studierte in Bochum Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften und arbeitete dann mehrere Jahre als Journalist in Halle.

1993 erschien sein erstes Buch. Seitdem hat er eine große Anzahl unterschiedlicher Werke veröffentlicht. Historie und Fantasy sind in diesen Büchern mehr oder weniger stark ausgeprägt. Vor allem im Jugendbuchbereich ist er erfolgreich. Außer an Büchern arbeitet er auch an Filmdrehbüchern (RTL) und Comics.

Sein neues Buch „Das Buch von EDEN“, ein historischer Roman, ist vor etwa einer Woche bei Lübbe erschienen. Das Buch spielt im Jahr 1257 und ist nach Aussage von Herrn Meyer eher eine „Fantasy-Queste“.

Der Inhalt: In einem Kloster wird die „Lumina“, eine Pflanze des alten Paradieses, aufbewahrt. Man will versuchen, das Territorium des alten Paradieses wiederzufinden, um die Pflanze dort einzusetzen und damit das Paradies wieder zu erwecken. Natürlich gibt es jede Menge Bösewichter, die dieses zu verhindern suchen. Darunter befindet sich auch der Erzbischof von Köln. Denn der will verhindern, dass das Paradies im Orient wieder ersteht. Seiner Meinung nach muss das auf christlichem Territorium liegen.





Lesung

Herr Meyer liest ein Kapitel aus dem neuen Buch „Das Buch von EDEN“. Dieser Teil ist im Con-Buch enthalten und kann dort nachgeschlagen werden.



Interview:

Dirk Berger (B): Was ist in dem Buch Fantasy und was ist Realität?

Kai Meyer (M): Die Lumina ist natürlich erfunden. Der Rahmen ist historisch wie auch andere Sachen, die ich geschrieben habe. Die Geschichte der Queste ist Fantasy ebenso wie die Struktur. Die Schlacht um Bagdad ist historisch. 2003, als ich die Szene geschrieben habe, wurde gerade gezeigt, wie die heutige Stadt Bagdad zerstört wurde, das war schon makaber.

B: Fällt es schwer, Charaktere des Buches mit bekannte Personen zu verbinden?

M: Von Albertus Magnus gibt es eine Beschreibung durch einen Mönch. Ich habe da auch keine großen Skrupel. Ich habe über die Gebrüder Grimm, Schiller und Goethe geschrieben. Die Charaktere werden improvisiert. Ich wollte nicht unbedingt historische Figuren auftreten lassen, aber Albertus Magnus bot sich an.

G. Sell: Warum gerade Albertus Magnus, konnte es kein einfacher Mensch sein?

M: Ich wollte eine Figur haben, die berühmt ist, zu der die anderen Charaktere eine Einstellung haben. Bei einer erfundenen Person wäre das anders. Da er es ist, haben sie eine bestimmte Konstellation. Das Grundkonzept der Lumina wird von Albertus Magnus erklärt, damit Alvis es glaubt. Albertus Magnus war ein Ideal.

B: Sprache ist das Stichwort. Im Buch erscheint ein Auszug aus dem mittelalterlichen Tagebuch von Alvis. Da wird man an die Zeit erinnert. Wie sprach man damals, wie schrieb man. Hast du versucht, in diesem Stil zu schreiben?

M: Zwei Kapitel sind aus Alvis' Zeit, in diesem Duktus. Das schafft Atmosphäre. Auch der Showdown wird aus Alvis' Sicht geschildert. Bei einer solchen Fragestellung: Entsteht das Paradies neu? gibt es nur eine negative Antwort. Man muss aber eine Auflösung bringen. Die Charaktere finden eine positive Möglichkeit. Alvis schreibt, das Paradies entsteht neu, aber er lügt. Der Schluss läuft dann zweigleisig.

Publikum: Bekommen die Figuren ihren Charakter während du schreibst, oder schon vorher?

M: Bei diesem Roman vorher, sonst beim Schreiben. Bei diesem Roman habe ich vorher festgelegt, wie sie sich verhalten, wie sie zueinander stehen. Ich habe „Charakterblätter“ angefertigt. Wie verhält sich Figur A zu Figur C usw. Das passiert beim Schreiben sowieso. Dann habe ich nicht mehr in diese Charakterblätter gesehen. Das mache ich auch nicht mehr. Ich arbeite vorher ein Exposé aus, mit den einzelnen Szenen. Wenn ich dann morgens anfangen, weiß ich, wo es lang geht. Am Schluss weiche ich dann öfter mal ab, hängele mich am Exposé lang.

Publikum: Welchen Weg und wohin sollen die Figuren dieses Buches gehen?

M: Ich wusste, wo ich dieses Paradies hin haben wollte, wo es sein könnte. Habe dann recherchiert, welche Wege es gibt dahin und welche im Mittelalter machbar waren. Etwa entsprechend den Kreuzfahrerwegen von Serbien, Südfrankreich oder Norditalien. Man kann auch mit dem Boot zum heiligen Land. Ich habe mich dann für den Landweg entschieden, wollte keine Seefahrer haben. Ich hatte gerade die Wellenläufer beendet und hatte die Nase voll von Schiffen und Meer. Die Figuren dieses Buches sollten marschieren. Der nächste Roman ist eine Reisegeschichte und endet auch im Osten. Da begeben sich die Figuren wieder auf den Seeweg.

B: Hast du jetzt genug vom Landweg?

M: Landweg ist schwierig. Das Problem bei einer Reisegeschichte ist, wenn die Figuren sich vorher nicht kennen, dann verändert sich das Verhältnis zueinander während der Reise. Das Verhalten am fünften Tag ist nicht mehr das gleiche wie am ersten. Man kann keine großen Sprünge machen, man will zeigen, wie sich die Beziehungen verändern, jeden Tag ist das anders. Auf einem Schiff im Meer ist das einfacher, das bleibt täglich gleich, das Land nicht.

Publikum: Wie entscheidest du, wann es angebracht ist, einen der Charaktere zu opfern?

M: In der Regel erfordert es der Plot. Wenn etwas Dramatisches passieren muss und soll, ist der Tod einer Figur angebracht. Der Tod einer der Hauptfiguren in der Merle-Trilogie wurde mir angekreidet. Das war auch im Exposé nicht vorgesehen. Aber ich bin der Auffassung, dass für die Auflösung der Geschichte ein Preis bezahlt werden muss. Wenn es um die Rettung der ganzen Welt geht, muss ein Charakter dafür den Preis bezahlen.

Publikum: Geht es nicht so wie bei Silverberg, dass eine Figur vom Wal verschlungen wird und doch unverletzt bleibt?

M: Man darf es auch nicht übertreiben. Man darf auch nicht nur negativ sein. Ein Roman von 830 Seiten ist ein Brocken. Und mit leichter Hand alles ausradieren, das geht nicht. Die Leser wären entsetzt.

B: Die Merle-Trilogie ist für Erwachsene? Hat sich da etwas geändert?

M: Nein, genau so. Bei den Sieben Siegeln ist das anders. Das soll für jugendliche Leser sein. Es gibt einen Unterschied. Bei einem Buch für Erwachsene habe ich eher eine Schere im Kopf. Bei Jugendbüchern lasse ich die Sau raus, was mir auch Spaß macht. Bei Jugendbüchern kann man einfach loslegen.

Publikum: Wie lange hast du an dem Buch geschrieben. Wie lange dauert es von der Idee bis zur Niederschrift?

M: Elf Monate alles zusammen. Die reine Schreibzeit neun Monate. Am 31. 12. 03 habe ich es abgegeben, am 11. 02. angefangen. Auf meiner Homepage gibt es dazu ein Tagebuch.

G. Sell: Einschließlich Recherchen?

M: Ja. Ich bin ehemaliger Boulevard-Journalist. Ich lese nicht erst 30 Bücher durch, ich sehe das nicht so verbissen. Ich weiß z. B. auch nicht mehr über die Zeit von Grimm, Schiller oder Goethe. Ich war nach Marbach eingeladen, zu Schiller-Experten, da habe ich gekniffen. Ich weiß nichts über Schiller, habe nur von Rowohlts eine Schiller-Kurzbiografie gelesen. Ich hätte mich in Marbach nur lächerlich gemacht. Ich habe mich entschuldigt, mir ginge es nicht gut.

Publikum: Welche Ideen verfolgst du und wie setzt du sie im neuen Buch um?

M: Im neuen Buch spielt eine Episode an der Via Mala, einer Schlucht in den Alpen, die sehr legendenumwoben ist. Meine Bücher entstehen schnell. Zwischen Idee und Buch liegen selten mehr als zwei Jahre. Ideen für ein Buch entstehen meist bei der Arbeit am vorhergehenden. Details und Schauplätze für einen kompletten Roman habe ich aber nicht im Kopf.

G. Sell: Was ist das für ein Roman, an dem Sie schreiben?

M: Er spielt im Mittelalter, ist aber keine Queste. Es geht um Reisen, Kreuzzüge, aber kein Kreuzzugsroman, spielt nur vor dem Hintergrund der Kreuzzüge. Die Hauptpersonen sind Zwillinge, und das Mädchen ist die beste Lügnerin der Welt. Dazwischen habe ich noch ein Jugendbuch geschrieben, einen Einzelband, der im 19. Jahrhundert in St. Petersburg spielt, im Gandhotel Aurora. Die Hauptfigur ist ein Mädchen, das nachts im Hotel die Schuhe einsammelt und putzt.

S. Seyfarth: Woher rührt diese Faszination für das Mittelalter?

M: Das kann ich nicht so beantworten. Meine Bücher spielen quer durch alle Zeiten. Auch im dreißigjährigen Krieg, auch heute, nicht nur im Mittelalter. Die Faszination ist die Greifbarkeit der Mittelaltermärkte. Jedes Wochenende gibt es Mittelaltermärkte. Ich glaube, seit dem Roman „Der Name der Rose“ u.a. Seit ein bis zwei Jahren haben die Mittelaltergeschichten Erfolg. Dieses Mittelalterbild, das wir im Kopf haben, ist aber nicht historisch. Wir denken nicht an den Kaiser XY, sondern an den Ritter, der den Drachen erschlägt. Der Drache ist greifbarer als Kaiser Otto IV. Das Mittelalter, das wir im Kopf haben, ist fiktiv.

Publikum: Bei meinem Bekanntenkreis ist das Mittelalter nicht beliebt.

M: Bei Erwachsenen ist es beliebt. Besonders die viktorianische Zeit in England.

Publikum: Gibt es Feedback aus den USA?

M: Die Bücher sind erst verkauft, sie erscheinen im März, in den USA erst im Herbst 2005. Von den Verlagen habe ich Feedback. Sie scheinen ziemlich euphorisch. Ich freue mich, dass ich nun auch in den USA bin. Einige meiner Bücher sind in vierzehn Sprachen übersetzt worden, u. a. japanisch, holländisch, kroatisch, ungarisch, italienisch, tschechisch, chinesisch und koreanisch. Schriftsteller finden es chic, wenn sie in den USA veröffentlicht werden. Vielleicht wird es auch finanziell ein Erfolg und ich kann mir eine Villa in Malibu leisten.

Publikum: Welche Auflage hatte die Ausgabe ich China?

M: Das weiß ich nicht so genau, keine Ahnung. Ich habe mal eine Ausgabe gesehen, das war ganz billiges Papier mit großen Schriftzeichen. Ich nehme an, dass die Startauflage wie in Deutschland war. Ich habe mal eine Abrechnung aus Russland bekommen, da wurden 2000 Stück verkauft. Da gab es 100 Dollar über eine Bank auf den Kaiman-Inseln. Man kann froh sein, wenn man überhaupt etwas bekommt.

Publikum: Ich habe von einem englischen Autor gehört, dass Bücher überall verkauft werden, und er nichts davon erfährt.

M: Ich habe auch noch nie gehört, dass jemand aus China eine Abrechnung bekommen hätte, auch mein Agent nicht.

B: Wird es in der nächsten Zeit einen Film geben?

M: Es gab einen 26teiligen Zeichentrickfilm. Dann sollte „Das Gelübde“ verfilmt werden. Angeblich steht auch schon die Finanzierung, aber noch kann ich es nicht nachvollziehen. Ich glaube es erst, wenn eine Kamera läuft. Zwischen 1998 und 2000 habe ich sieben oder acht Drehbücher verkauft. Sie wurden gut bezahlt. Zwei sind gerade verfilmt worden. Es wird da viel Geld verbrannt.



13.40 Uhr

Michael Nagula unterbrach die Pause, um eine kurze Gedenkansprache für den Autor Thomas Ziegler zu Gehör zu bringen, der am vergangenen Wochenende verstorben ist. Kurz vorher hatte T. Ziegler sein letztes Manuskript abgegeben. Das entsprechende Heft – Nr. 2256 – wird in etwa zwei Monaten erhältlich sein.



14.00 Uhr

Orson Scott Card

Moderation: Bernhard Kempen, Übersetzung: Hannes Riffel



B. Kempen

O. S. Card

H. Riffel

O. S. Card wurde 1951 in Richmond im Staate Washington geboren. 1970 erschien seine erste SF-Geschichte, 1977 „Enders Game“ in „Analog“. Seit 1978 ist er hauptberuflicher Autor. (Nähere Informationen können dem Con-Buch entnommen werden.)

Interview:

Kempen (K): Wie ist es, Deutschland zu besuchen, in der Mitte des alten Europa?

Card (C): Jeder hat Probleme, wenn er kritisiert wird. Ich wollte Deutschland schon immer mal besuchen. Bei der Reise von Berlin nach Leipzig habe ich gesehen, dass alles sehr ländlich ist. Ich vermute, dass es im Westen anders ist. Hier ist es wie bei mir zu Hause in Nordcarolina. Die Menschen sind nett und hilfsbereit. Ich beherrsche ja die deutsche Sprache nicht. Man kann aber alles kaufen, man muss nur darauf zeigen.

K: Sie gehören der Religion der Mormonen an. Ist das Familientradition oder sind Sie konvertiert, welche Einstellung haben Sie dazu?

C: Jeder hat eine Religion und glaubt an etwas. Die Menschen, die keinem Glauben anhängen, sind die wirklichen Fanatiker. Weil sie glauben, dass das, woran sie glauben, die Wahrheit ist. Man stößt auf den Glauben der Menschen, wenn man sie intensiv ausfragt. Dann werden sie wütend. Es ist doch nichts Ungewöhnliches, wenn man einer organisierten Religionsgemeinschaft angehört. Meine Vorfahren sind seit mehreren Generationen Mormonen. Ich selbst bin konvertiert und habe den Glauben angenommen. Ich habe den Glauben der Eltern aus eigenem Entschluss angenommen, nicht auf Druck. Ich möchte meinen Glauben auch nicht in Romanen oder Erzählungen in den Vordergrund bringen. Die Romanfiguren haben ihren eigenen Glauben, der zum Teil anders ist. Als Erzähler kommen meine tiefsten

Glaubensvorstellungen zum Tragen, auch wenn ich es nicht bewusst tue. Für zehn bewusste Entscheidungen gibt es 100 unbewusste. Diese unterbewussten Entscheidungen zeigen wirklich, was man glaubt und wie man die Welt sieht. Dabei handelt es sich um Glaubensvorstellungen, die so tief sind, dass man gar nicht auf die Idee kommt, sie seien falsch. Ich lese meine eigenen Romane und Erzählungen, um zu wissen, was ich glaube. Da stoße ich manchmal auf Dinge, die nicht mehr wahr klingen und merke, dass ich meinen Glauben geändert habe.

K: Die fünfteilige Homecoming-Saga handelt über die Mormonen?

C: So habe ich es dem Verlag verkauft. Der Verlag fand das großartig und wollte es auch auf das Cover schreiben. In den USA hassen die Leute Religionen und Mormonen, deshalb hat der Verlag es dann auf meinen Wunsch weggelassen. Ich wollte ja nicht missionieren, sondern eine kraftvoll erzählte Space-Opera bringen.

Riffel: Ich glaube, er macht sich über uns lustig.

K: Ich habe das bemerkt, als ich das Buch Mormon gelesen habe und fand, dass das übereinstimmt.

K: Sie machen außer SF auch noch andere Sachen, z. B. Theater, Hörspiele und Musicals. Ist das mehr SF oder Mainstream?

C: Ich bin ein Schauspieler, der nicht über das Talent verfügt, irgendwo Arbeit zu bekommen. Ich sehe mich beim Schreiben als Schauspieler, der die Geschichte einer Gruppe Menschen erzählt, quasi als Schöpfer. Dialoge sind auch in Umgangssprache oder Dialekt geschrieben. Wenn ich dann ans Telefon ging, habe ich auch diesen Dialekt gesprochen. Ich schreibe nicht für ein bestimmtes Publikum. Das SF-Publikum ist toll und hört zu. Ich bin dann ein SF-Autor, wenn ich mich der SF bediene und für ein SF-Publikum schreibe. Manche sagen, ich schreibe SF für Leute, die keine SF mögen. Aber ich baue eine Brücke für die Leser, damit sie zur SF finden. Es fällt mir schwer, wenn ich für SF oder Mainstream schreibe, nicht das Werkzeug SF zu benutzen. Wenn man einen Betonklotz bearbeiten will und weiß, wo der Vorschlaghammer ist, sollte man ein Skalpell nehmen und das benutzen.

K: Wie sehen Sie das SF-Publikum?

C: Das ist ein intelligentes Publikum. Das sage ich nicht, weil ich Ihnen schmeicheln will. Es gibt Untersuchungen über Intelligenz und auch schon Experimente in den 20er und 30er Jahren. Akademiker und Literaturwissenschaftler hatten davon nur eingeschränktes Wissen. So wie Breshnew ein Revolutionär war, war die alte literarische Revolution keine Revolution mehr. Die SF war die literarische Revolution nach der Moderne. Die Mainstreamliteratur hat nicht mitbekommen, dass eine Revolution stattfand und dass die Revolution gewonnen hat. Diese Literatur wird von wenigen gelesen und von noch wenigeren verstanden. Die SF-Revolution hat die Wahrnehmung der breiten Öffentlichkeit verändert, wie diese die Welt sieht. SF wurde immer nur freiwillig gelesen – was inzwischen auch nicht mehr stimmt. In Hochschulen und Gymnasien werden Schüler gezwungen, meine Bücher zu lesen. Das ist gut für mein Bankkonto, ob es für die SF gut ist, ist nicht sicher. Ich vermute, dass SF alles Wichtige geleistet hat, wozu sie in der Lage ist. Wir sollten dann um uns herum nach der nächsten Revolution Ausschau halten, vielleicht dicke Fantasy-Romane oder Videospiele.

K: Sprechen Sie mit Menschen, werden Sie von Ihnen inspiriert?

C: Ich habe herausgefunden, dass es ein Fandom gibt, als ich SF geschrieben habe. Ich wusste auch, dass es Cons gibt, wo Preise vergeben werden. Da muss man eingeladen werden. Ich bin schon früher zu Cons gegangen und fand das nett. Im Süden der USA gelten Cons als religiöse Treffen für Atheisten. Ich habe Halleluja gepredigt, und das Amen kam zurück. Das Publikum war immer das gleiche, die gleichen Leute, die zogen von Hotel zu Hotel. Es wurden vor diesem gleichen Publikum auch immer die gleichen Autoren gesehen. Ich verbringe meine Zeit also besser mit Schreiben. Für die Arbeit an einem Roman brauche ich mehrere Monate am Stück. Wenn man für ein Con zusagt, muss man das ein halbes Jahr vorher machen. Das kommt dann beim Schreiben dazwischen und erwischt mich kalt. Da ich nun hier bin, wird der Abschluss des neuen Romans noch länger dauern. Zukünftig gehe ich nur noch zu Cons, wenn ich noch nie dort war. Nur so kann ich etwas über Leser erfahren, denen ich noch nie begegnet bin, z. B. Ihnen. Ich kann die Geduld der Menschen, deren Sprache ich nicht kenne, auf die Probe stellen. Ich spreche Portugiesisch, aber in Brasilien gibt es wenig Cons.

K: Das Verlagswesen hat sich seit 1977 verändert, verlegen Sie deshalb Bücher selbst?

C: Als ich anfang, gab es noch die großen alten Autoren, und sie haben noch veröffentlicht, z. B. Heinlein, der hatte seine besten Tage hinter sich, und Asimow, der hatte sie noch vor sich. Ich hatte gerade „I, Robot“ gelesen und fand einige Geschichten schlecht. Aber SF kann sich ja weiter entwickeln. Und sich zu entwickeln ist der SF nur gelungen, weil es Autoren wie Asimow gab. Es muss auch für diese Autoren großartig gewesen sein, zu sehen, wie sich die SF entwickelt. Als ich anfang, war die SF bereits auf einem sehr hohen Niveau. Cyberpunk wurde von manchen für neu gehalten, aber das haben alle nur Gibson nachgeahmt. Die Autoren haben sich wechselseitig nachgeahmt. Denen, die neue Welten erfanden, wurde keine Beachtung geschenkt, weil es kein Cyberpunk war. Das wäre nicht passiert, hätte sich die SF in der Jugendphase befunden. SF ist eine erwachsene Literatur, deren Handwerkszeug offen da liegt und auch benutzt wird. Es gibt immer weniger Grund, SF als Sparte oder Genre zu betrachten. Wir sollten es immer mehr so sehen, dass dieses Handwerkszeug auch anderen Autoren zur Verfügung steht. Literarische Autoren nutzen dieses Handwerkszeug der SF immer mehr. Die gleichen Autoren blicken auf die SF herab und betrachten sie als etwas, was die Katze hereingebracht hat. So sprechen sie auch über STAR TREK, und damit haben sie Recht. Die Tatsache, dass sie dieses Handwerkszeug benutzen, zeigt, dass SF Erfolg hatte. In 20 Jahren wird erst offen gelegt, dass das geleistet wurde. Nämlich dann, wenn alle Schüler, die in der 7. Klasse „Enders Game“ lesen mussten, Professoren sind. Meine Bücher sind revolutionär – das ist ein Joke.

K: Enders Game soll von Warner Brothers verfilmt werden, wie ist der Stand des Projektes?

C: Wir leben in einer Welt, wo der Film die erste Kunstform ist. Nicht, weil es die beste ist, sondern die am leichtesten zugängliche. Ein Buch, das gefällt, soll verfilmt werden. Keiner sagt: Guter Film, da muss ein episches Gedicht daraus gemacht werden. Man kann Enders Game nicht richtig verfilmen, man muss $\frac{3}{4}$ weg lassen. Die Geschichte spielt in Enders Kopf. Dort kann der Roman hingehen, der Film kann das nicht. Er kann nur die Oberfläche zeigen. Außer man macht es furchtbar und eine Stimme erzählt, was er gerade denkt und was passiert. Das wäre ein Alptraum, eine akademische Stimme aus einem Lautsprecher: „Was Peter gerade tut?“. Das ist

der Hauptgrund, warum das Buch noch nicht verfilmt ist. Weil man nicht weiß, was Ender denkt, ist er nur ein mieser, gewalttätiger kleiner Junge. Der Blickwinkel ändert sich, wenn im Film „Enders Game“ und „Shadow“ zusammen genommen und von außen betrachtet werden. Seine Gedanken werden nach außen getragen, und wir können ihn wieder mögen. Es gibt Drehbücher, in denen Gefühl zum Tragen kommt. Die Harry-Potter-Bücher waren gut und es wurden seelenlose Filme daraus. Trotzdem hatten sie Erfolg. Erst beim dritten Film merkt man, wie finster der Film ist. Leider gibt es keine Gelegenheit, drei Ender-Filme zu drehen, es muss beim ersten Mal klappen. Wolfgang Petersen wird dafür sorgen, dass es gut wird. Er ist ein guter Regisseur und kennt den Unterschied zwischen guten und schlechten Filmen. Es geht erst los, wenn ein gutes Drehbuch da ist. Keinesfalls wird es eine Liebesgeschichte mit einem 16jährigen Ender. Das brillianteste Kind glaubt nicht, was man ihm erzählt, wenn es 16 ist. Das Publikum ist nicht so klug. Enders Spiel sollte ein kluger Film werden.

K: Im November 2004 kommt Ihr neues Buch (das 5. von Ender) Enders Schatten heraus. Was hat sich in diesem Universum getan?

C: Enders Schatten kommt bei Festa heraus. Es ist ein Parallelroman zu Enders Spiel. Ursprünglich wollte ich die Ereignisse in der Akademie bearbeiten. Dann gab es Nebenfiguren in die ich mich verliebt habe, und das Buch wurde dicker. Mit diesem 5. Buch ist dann Schluss mit der Serie. Teenager und noch jüngere Kinder haben Enders Spiel gelesen, später lasen sie „Sprecher für die Toten“ und haben festgestellt, dass es anders ist. Sie waren darüber erbost. Im Buch Enders Schatten wird beschrieben, was mit den anderen Kindern geschieht.

SF hat wissenschaftliche oder naturwissenschaftliche Hintergründe. Wenige Autoren haben Geschichte studiert. Dass mich Naturwissenschaft und Technologie nicht interessieren, wird in meinen Romanen deutlich. Ich möchte wissen, was die menschliche Gemeinschaft bewegt. Das möchte ich ausloten, wie der Einzelne und die Gesellschaft interagieren. Es sollen auch keine Zukunftsvoraussagen sein, es geht darum, wie es z. B. zum Krieg zwischen den Nationen kommt, aus dummen, zeitlich begrenzten Gründen. Manchmal kann auch der Einzelne dazu beitragen. Nehmen Sie den Unterschied zwischen dem Reich Alexanders des Großen und dem Römischen Reich. Alexanders Reich bestand nur kurz, und ohne die Person Alexanders hätte es dieses Reich nie gegeben. Das römische Reich dagegen war eine unaufhaltsame Welle. Trotz der Dummheit und Banalität vieler römischer Anführer haben sie die ganze bekannte Welt erobert. Die nordamerikanische Geschichte bildet das nach. Der Nation gelingt es, die Welt zu dominieren. Das ist unglaublich, doch ist es wesentlich. Damit ist aber bald Schluss. Deshalb spielt die USA in „Shadow“ keine Rolle. Man kann ablesen, wann eine Nation bereit ist auszusterben, nämlich wenn die Bevölkerung weniger wird. In den USA entsteht ein neuer Isolationismus. Wir werden sehen, wer dieses Machtvakuum ausfüllen kann. Wenn die Amerikaner zu Hause bleiben, in welcher Welt werden wir dann leben?

K: Woran arbeiten Sie gerade?

C: Ich beende Shadow, dann kommt der 3. Roman „Frauen der Genesis“. Die werden als religiöse Romane vermarktet, sind aber historische Romane. Sie konzentrieren sich auf die Frauen zu Zeiten von Abraham, Isaak und anderer Propheten. Wir wissen nicht, ob sie es wirklich gab. Man kann sich den Familienverhältnissen widmen. Im Moment schreibe ich „Magic Street“. Der Roman spielt in Los Angeles zur heutigen Zeit. Das macht mir viel Spaß, ich werde eine Seite vorlesen.

**Lesung:**

Ein Professor fährt nach Hause, und ein obdachloser Mann steigt in sein Auto. Der alte Mann wünscht, „Taschenmann“ genannt zu werden. Es gibt eine Diskussion darüber, ob man immer die Wahrheit sagen kann oder soll. Manchmal soll man es nicht, um die Gefühle der Menschen nicht zu verletzen. Meist wird gelogen, das ist freundlicher.

**weiter Interview:**

Publikum: Ein Buch von Ihnen ist auf deutsch nicht veröffentlicht worden, warum?

C: Das waren Kurzgeschichten. Die Verlage sagen, die verkaufen sich nicht so gut. Vielleicht liegt es auch daran, dass es ein sehr amerikanisches Buch ist. Ich gebe mir aber Mühe, nicht nur für Amerikaner zu schreiben. Die Leser in aller Welt müssen entscheiden, ob das Buch einen Wert hat. Man kann Romane und Erzählungen für die Ewigkeit schreiben, schwieriger ist es, für die Gegenwart zu schreiben. Ich bin glücklich, wenn meinen Zeitgenossen die Romane gefallen. Ob die Leute in hundert Jahren – wenn ich tot bin – die Romane noch lesen, ist mir egal. Ob sie in anderen Ländern gelesen werden, ist eine andere Sache. Wenn uns die Romane nichts sagen, ist das Ziel verfehlt.

Publikum: Wenn Sie versuchen für Europäer zu schreiben, denken Sie dann, dass es von Nachteil ist, Amerikaner zu sein?

C: Nein, Amerika ist ein Teil von Europa. Ich schreibe für alle. Amerika ist der verlängerte Arm der europäischen Kultur, z. B. das Bildungssystem. Die Deutschen stellten die größte Gruppe der Emigranten. Die USA ist nicht anders als Europa. Wie allerdings Indien in der Zukunft aussehen wird, das kann ich mir schlecht vorstellen.



15.00 Uhr

Brian Lumley

Moderation: Frank Festa, Übersetzung: Student Gunnar Wendel



F. Festa

B. Lumley

G. Wendel

F. Festa stellt Herrn Lumley folgendermaßen vor:

Brian Lumley ist 1937 geboren, genau neun Monate nach dem Tod von Lovecraft. Sein Vater war Bergwerksarbeiter. B. Lumley war viele Jahre in der Armee, einen großen Teil davon in Deutschland. 1967 begann er Horrorgeschichten zu schreiben. Lovecraft hatte einen großen Einfluss auf ihn. Den größten Erfolg hatte „Necroscope“, eine Vampirsaga, mit einer Auflage von mehreren Millionen. 1966 ist F. Festa geboren, hat als Junge auch Lovecraft gelesen. Später hat er Lovecraft verlegt, und nun verlegt er Lumley.



Interview:

Festa (F): 1967 hast du angefangen zu schreiben. Wie wurdest du veröffentlicht, wie kam die Karrierewelle ins Rollen?

Lumley (L): Das ist eine sehr lange Geschichte. Ich arbeitete in Berlin in einem Lagerhaus. Die Nachtschichten waren nicht unterhaltsam, ich las SF, Fantasy und Horror. Ich schrieb Kurzgeschichten, sammelte sie und ließ sie liegen. Später habe ich sie überarbeitet, zusammengerollt und an einen Verlag geschickt. Die Rolle brauchte bei der Post fünf Wochen, bis sie ankam. Der Verlag musste die Manuskripte auf den Tisch nageln, damit sie wieder glatt wurden.

F: Wie lange schreibst du Kurzgeschichten, bevor du einen Roman geschrieben hast?

L: 1967 die erste Kurzgeschichte, 1974 den ersten Roman. Der erste Roman war eine Hommage an Lovecraft. Es gab davon sieben Bände. Dafür musste ich auch Kritik einstecken von Lovecraft-Fans, weil ich den Stoff weiter bearbeitet habe. Teilweise haben sie mich beschimpft, obwohl sie die Bücher nicht gelesen hatten.

F: Wie bist du mit der unberechtigten Kritik umgegangen?

L: Ich verstehe die Kritik. Sie fanden meine Interpretation des Cthulhu-Mythos wahrscheinlich nicht so gut. Ich wollte die Stagnation abwenden und kontinuierlich neue Ideen bringen. Die Kritiker lesen nur Lovecraft, wenn ich meine Gehaltsabrechnung lese, ist der Schmerz nicht mehr so groß.

F: Du sagst, du schreibst Horror mit einem großen H, andere sagen, sie schreiben „stillen Horror“. Was ist „stiller Horror“?

L: Die Äußerung mit dem großen H ist sehr treffend. Auch S. King hat deftigen Horror geschrieben. Horror muss horribel sein, sonst ist es wie John Wayne ohne Pferd und SF ohne Raumschiff. „Stiller Horror“ ist ein Widerspruch in sich.

F: Wie kam die Idee zu „Necroscope“?

L: Ich war lange in Deutschland. Meine Eltern lebten in England. Ich war über 22 Jahre lang in der Armee. In dieser ganzen Zeit war ich vielleicht sechs oder sieben Mal zu Hause. Mein Vater arbeitete im Kohlenschacht. 1987 ist mein Vater gestorben. Meine Geschwister riefen mich an und informierten mich darüber. Ich bedauerte, dass ich nicht mehr mit meinem Vater habe sprechen können. Ich fuhr nach Hause, stand an seinem Sarg, und dann ging ich ins Pub und bestellte zwei Bier, eins für mich und eins für meinen Vater. Aus dieser Grundidee, mit den Toten zu reden, entstand die Necroscope-Reihe.

F: Nachdem dein Vater gestorben war, warst du unzufrieden in der Armee. Wie ging es weiter?

L: Ich war schon immer an Vampirlegenden interessiert. Mit acht oder neun Jahren habe ich „Dracula“ in der Stadtbücherei gelesen. Zu Hause durfte ich das nicht. Später las ich „Ich bin Legende“ und fand den Roman gut. Er hat mich aber abgehalten, mich als Autor mit diesem Thema zu befassen.

F: Necroscope ist anders als alle anderen Vampirgeschichten. Ist es mutig, völlig neue Ideen mit Vampiren zu verbinden?

L: Um sein Publikum zu unterhalten, muss man originell sein. Ich habe mich von anderen Autoren unterschieden, auch wenn ich über Vampire, Werwölfe oder Zombies schreibe. Das Hauptproblem ist doch: Die alten Vampire saugen und vermehren sich dadurch. Wenn das so wäre, müssten wir doch alle schon Vampire sein.

F: Wer ist Harry Keogh? Bist du Harry?

L: Harry ist die Hauptperson. Er ist jung und schwach. Dann wird er besser in der Schule, besser als die Lehrer. Die Mitschüler wollen ihn verprügeln, er kann plötzlich boxen. Er ist plötzlich so gut, weil die Toten ihm alles beibringen. Er ist der einzige, der mit den Toten sprechen kann.

Etwas Autobiografisches ist dabei, manche Orte, die Schule und einige Figuren. Aber Harry bin ich nicht. Harry ist sympathisch, er hat nur den seltsamen Tick, dass er mit Toten besser zurecht kommt als mit den Lebenden.

F: Nach dem ersten Roman, wie ging es weiter?

L: Das erste Buch wurde in England veröffentlicht. Es hatte ein wirklich schreckliches gelbes Cover. Darauf war ein kleiner Totenschädel und ein dreimal so großer Knochen. Der vermoderte Schädel stieg aus dem Boden heraus. Man sah gleich, dass es Horror ist. Man gestaltete einen neuen Umschlag, und das Buch verkaufte sich besser.

Ich hatte bei der Armee gekündigt, besaß nur noch 1000 Pfund. Meine Frau ist meine Agentin. Eines Tages rief ein amerikanischer Verlag an und bot eine ziemlich große Summe für meinen Roman. Bevor sie zusagte, wollte sie erst mit mir sprechen und dann zurückrufen. Als ich den Betrag hörte, den ich bekommen sollte, bin ich vor Freude aus der Dusche nackt durch das Haus getanzt.

Später wurden meine Bücher in neun andere Länder verkauft, darunter Japan und Griechenland.

Es gab Comics, PC-Spiele und mehrmals Optionen für Filme. Vielleicht wird es wirklich verfilmt, ich habe schon eine größere Summe bekommen, darf aber noch nicht darüber sprechen.

Und nun veröffentlicht Frank Festa meine Bücher in Deutschland.

F: Als ich den Verlag gründete, veröffentlichte ich als erstes Necroscope von Lumley. Die Wege fügen und verketteten sich. Auf den Covers befinden sich Horror-Symbole. Der Verlagsname ist nicht auf dem Cover, das hätte das Bild zerstört. 18 Jahre lang war B. Lumley nicht in Deutschland.

Publikum: Sie haben 14 Bücher zum gleichen Thema geschrieben. Ist das nicht eine Falle? Wie kommen Sie da wieder heraus?

L: In dem Necroscope-Universum bin ich gefangen seit 1984. Wenn ich etwas anderes schreibe, muss ich mich davon frei machen. Zwischendurch habe ich auch Fantasy geschrieben. Aber die Verleger wollten nur Necroscope. Ich würde gern mal was anderes machen. Ich sitze wirklich in der Falle. Ich bin ein freundlicher Mensch.

M. Dependahl: In Ihren Büchern gibt es ziemlich ausschweifende Sexszenen, wie das?

L: An diesen Szenen erfreue ich mich. Ich habe eine wunderbare Frau, sie hält mich jung.

Publikum: Beim Buch „House of Doors“ gab es unterschiedliche Cover, warum?

Hat der Autor keinen Einfluss und muss das dem Verlag überlassen?

L: Jetzt bin ich in der Position, darauf Einfluss zu nehmen. In den Verlagen gibt es Leute, die dafür bezahlt werden, schlechte Cover für gute Bücher zu machen.

Bei der Short-Story-Sammlung „Fruiting Bodies“ wurde gesagt, der Titel sei zu schrecklich. Das Buch wurde in den USA als Hardcover vor einem Con präsentiert. Es gab eine große Auflage, und alle Bücher wurden verkauft, trotz des Titels.



16.00 Uhr

Boris Koch

Kaktuskiller – Wie städtisch sind urban legends?



Boris Koch las einige kurze Geschichten, zwischendurch konnten Fragen gestellt werden:

1. Ein Saguaro-Kaktus, 15 m hoch und 200 Jahre alt, mit mehreren Armen, wird von zwei jungen Männern mit der Pistole beschossen. Einer feuert am Fuße des Stammes mehrere Kugeln nebeneinander. Das beeinträchtigt die Standfestigkeit der Pflanze, sie stürzt um und begräbt den Umweltsünder unter sich. Als die Rettungskräfte eintreffen, können sie nur noch einen von Stacheln durchbohrten Toten bergen.

Frage: Waren die beiden Städter?

Koch (K): Sie kamen aus einer Siedlung. Es gibt Ängste in Städten und auch Ängste in der Einsamkeit. Viele Menschen sind gewohnt, dass immer etwas um sie herum passiert. Wenn etwas passiert, und man kann niemanden um Hilfe rufen, das macht Angst. Zum Beispiel haben viele nachts im Wald Angst vor Vergewaltigung.

Stimme aus dem Publikum: Kein Vergewaltiger setzt sich doch drei Wochen in den Wald und wartet, bis eine Frau vorbeikommt.

K: Urban legends beinhalten auch Rachegeanken und eine Form von Selbstjustiz, beschäftigen sich mit Tabu-Übertretungen. Einer bricht ein Tabu und wird sofort dafür bestraft. Es gibt ein staatliches Gewaltmonopol, Selbstjustiz ist nicht möglich.

2. Berlin – Love-Parade 2001

Ein junger Mann nimmt an der Parade teil. Er lernt eine charmante Frau kennen. Sie überlassen sich dem Rhythmus der Musik und haben einen Heidenspaß. Plötzlich bekommt der Mann einen Stich in die Seite, wie von einem großen Insekt. Er ignoriert es. Sie gehen zusammen in den Park und lieben sich. Später findet er einen Zettel in der Tasche: „Willkommen im Club“. Er wurde mit einer HIV-infizierten Nadel gestochen und beide sind nun HIV-positiv.

K: Hier kommen konservative Moralanschauungen zum Tragen. Freier Sex muss bestraft werden. Es kommt Angst vor möglichen Psychopathen zum Ausdruck, die in großen Menschenmassen herumlaufen könnten.

3. Die Zahnbürsten

Ein junges Paar befindet sich im Urlaub. Während ihrer Abwesenheit wird in ihr Zimmer eingebrochen, und es bleiben ihnen nur noch der Fotoapparat und die Zahnbürsten. Sie wundern sich, aber da ihnen die Kreditkarten geblieben sind, nehmen sie es nicht so ernst und kaufen sich das Nötigste neu. Als sie wieder zu Hause sind, lassen sie den Film aus dem Fotoapparat entwickeln. Sie sehen die Bilder durch, und das letzte zeigt im Zimmer der Urlaubsunterkunft einen Mann, in dessen Hintern die beiden Zahnbürsten stecken.

K: Ich sprengte gern Rahmen, auch auf einem Con, in dem es um Städte geht. Die folgende Geschichte ist keine urban legend und auch nicht SF, sondern spielt in der Gegenwart und auf dem Dorf.

4. Das Floß

Die Geschichte handelt von Rivalitäten zwischen Jungen, die auf dem Dorf leben. Einer besitzt ein Floß, mit dem er einen Wasserfall hinuntergefahren ist. Zwei andere stehlen das Floß, um damit ebenfalls den Wasserfall zu bezwingen, obwohl es sehr gefährlich ist. Sie haben Glück und überleben.

K: Ich bin auf dem Dorf groß geworden und habe ein Floß geklaut. Damals war ich neun, und natürlich bin ich ins Wasser gefallen. Es existierte eine Dorfgeschichte, dass Winnie mit einem Schlauchboot den Wasserfall hinuntergefahren wäre. Keiner war dabei, aber alle haben es erzählt. Ich war jetzt lange nicht mehr im Dorf, vielleicht ist in der Geschichte das Kind schon tot. Vielleicht war es auch ein anderes Kind, nicht Winnie, sondern Manne. Man kann nicht die Nicht-Wahrheit beweisen.

Publikum: Wenn du so ein Buch herausbringst, hast du auch eine eigene Geschichte beigesteuert?

K: Ich habe mit dem Gedanken gespielt. Es waren aber 300 Geschichten gesammelt und 100 konnten nur veröffentlicht werden.

5. Das verfluchte Bett

In einem Krankenhaus in Südafrika stirbt auf der Intensivstation ein Mann. Er wird beerdigt. Eine Woche später stirbt zur gleichen Zeit wieder ein Mensch. In der nächsten Woche wieder. Gerüchte von einem Fluch machen die Runde, die technischen Geräte werden durchgecheckt, alles ist in Ordnung. Es gibt auch keine Bakterien. Trotzdem stirbt jeden Freitag ein Mensch in diesem Bett. Das Bett wird ausgetauscht, neues Gestell, neue Matratze, der nächste stirbt trotzdem. Beim nächsten Schwerkranken hält eine Krankenschwester Wache. Die Putzfrau kommt, zieht den Stecker der Überlebensmaschinerie raus und schließt an die Steckdose ihren Staubsauger an. Die Krankenschwester kann den Patienten natürlich retten. Nachdem eine zweite Steckdose angebracht wurde, starb kein Patient mehr.

Publikum: Das scheint ein Hauptfehler bei PCs zu sein, dass die Putzfrau den Stecker zieht.

6. Autoentführung in Johannesburg

Die Autofirmen versuchen die Sicherheit der Fahrzeuge zu verbessern. Da die Diebe die Autos nicht mehr knacken können, entführen sie die Besitzer und erpressen die Schlüssel und die Sicherheitscodes. Die Besitzer der Fahrzeuge können dabei zu Tode kommen. Um das zu vermeiden, bauen die Besitzer tödliche Waffen in ihr Auto. Eine Frau fährt mit ihrem Rover über Land. Plötzlich sieht sie auf der Straße eine leblose menschliche Gestalt liegen. Sie weiß, dass das ein Trick sein kann. Sie umfährt die Person, indem sie eine Strecke außerhalb der Straße fährt. Anschließend macht sie sich Gewissensbisse, es hätte ja doch ein Unfallopfer sein können. Sie fährt die nächste Polizeistation an und meldet den Fall. Später erhält sie einen Anruf von der Polizei, die den Ort überprüft hat. Auf der Fahrbahn war keine Person mehr aufzufinden, aber dort, wo sie außerhalb der Straße gefahren ist, lagen drei maskierte Männer, die sie überfahren hat.

K: Bis jetzt gab es noch keinen Sex, kommen wir dazu:

7. Die Waffen einer Frau

Vor seiner Hochzeit zieht ein junger Mann mit seinen Freunden durch die Kneipen. Die schauen voll Freude dem Tabledance zu, und das meiste Geld wandert in die Höschen der Mädchen. Eine Dame ist dabei, die für ihre Brüste einen Waffenschein benötigt. Die Tänzerin umschwirrt den jungen Mann, reibt Hintern und Busen an ihm. Dann drängt sie sich ganz eng an ihn und nimmt seinen Kopf zwischen ihre Brüste. Er stemmt sich ihr entgegen, fuchtelte mit den Armen. Dann werden seine Bewegungen langsamer. Sie denkt, er ist zu betrunken. Dann stellt sich heraus: Er ist erstickt.

K: Hier ist die Verbindung zur Stadt der Tabledance. Eine Geschichte ist mir besonders wichtig:

8. Verbaler Finderlohn

November 2001. Eine Frau aus dem Sauerland geht im Sonnenschein spazieren. Ein arabisch aussehender Mann geht an ihr vorbei und verliert in ihrer Nähe eine Mappe. Sie hebt sie auf, es sind mehrere Tausend DM darin. Sie geht hinter dem Mann her, hält ihn an und gibt ihm die Mappe wieder. Er gibt ihr 20.- DM als Finderlohn. Mehr kann er nicht geben, sagt er, das Geld gehöre nicht ihm. Er warnt sie aber, sie solle am dritten Adventssonntag nicht ins Einkaufszentrum Oberhausen gehen.

K: Nach dem 11. 09. 01 gab es viele terroristische Legenden. Im Gegensatz zu Rache- und Bestragungslegenden gibt es auch Belohnungen.

Publikum: Wenn sie das Geld behalten hätte, könnten sich die Terroristen keine Bombe bauen.

K: Man muss die Geschichte reißerisch erzählen, damit der Leser nicht nachdenkt.

S. Seyfarth: Er wirkt wie ein Laufbursche, wenn ihm das Geld nicht gehört. Wieso kennt er dann die Termine?

K: Er gehört zum Netzwerk und weiß über das Datum Bescheid. Es gibt davon mehrere Geschichten, auch im Internet. Ängste werden reflektiert und Vorurteile. Die Menschen reagieren sehr schnell auf alles was passiert.

Die letzte Geschichte lese ich immer:

9. Monoleben

Ein Mann steht vor dem Richter. Der bestraft ihn für sein Monoleben:

Ein Haus, eine Frau, eine Hochzeit, ein Kind, eine Ausbildung, ein Chef, ein Gott ... von allen Dingen seines Lebens hat er nur eins, und deshalb wird er

jetzt einmal verurteilt. Der Mann behauptet: Ich liebe meine Frau. Dafür bekommt er mildernde Umstände wegen Unzurechnungsfähigkeit. Bestrafung: einmal enthirnen.



Interview:

Publikum: Wie entstehen diese Geschichten?

K: Manche haben reale Grundlagen, andere sind Fantasien. Ängste werden dargelegt, was alles passieren könnte, Vorurteile. Wenn sie dann das zwanzigste Mal erzählt worden sind, sind sie furchtbar aufgebauscht. Wie bei der „Stillen Post“.

Wenn bewusst Lügen in die Welt gesetzt werden, das sind keine urban legends. Im Internet funktioniert das nicht, denn dort werden Texte im gleichen Wortlaut weitergegeben. Nur wenn sie erzählt werden, ändert sich der Text und bekommt mehrere Varianten.

Publikum: Breiten sich die Geschichten in verschiedenen Sprachen aus?

K: Durch das Internet, ja, wenn jemand etwas in englisch erfährt, gibt er es in deutsch weiter. In verschiedenen Ländern wird englisch gesprochen.

Publikum: In der Zeitung während des Sommerlochs gibt es doch die tollsten Geschichten, vom Kind das vom Wolf aufgezogen wird, oder sonstiges aus der SU oder Indien.

K: Das gibt es in der BILD von Seite eins bis hinten zur Rubrik Vermischtes.

Publikum: Wo hast du recherchiert?

K: Die erste Geschichte habe ich mit zehn Jahren erzählt bekommen. Ich lasse mir die Geschichten erzählen. Es gibt auch Bücher, Vorworte, Rundmails.

S. Seyfarth: Hast du eine Statistik? Wie hoch ist der Anteil nach dem 11. September?

K: Man kann viel im Internet finden. Es gab viel zum 11. 9. Ich habe mich für die Geschichte aus dem Sauerland entschieden. Die im Internet gesammelten Geschichten zeugen vom großen Interesse an den Terroristen. Früher waren es mehr die Psychopathen, jetzt sind es die Terroristen. Mal sind es auch Punker, Skinheads oder Kannibalen. SF-Fans sind verrückt aber harmlos.



18.00 Uhr

Junge Autoren lesen

Jeanette Haarwach, Christopher Klöble und Mathias Rhode

Moderation: Kathleen Weise vom Literaturbüro e. V.



Das Literaturbüro bietet monatlich Textwerkstätten an. Die Teilnehmer sind zwischen 14 und 40 Jahren alt. Der Einzugsbereich beschränkt sich auf Mitteldeutschland und Sachsen. Die Mittel sind knapp. Dieses Jahr konnte nur eine Loseblattsammlung herausgegeben werden. Junge Autoren lernen dort, sich der Kritik zu stellen. Es gab einen Schreibwettbewerb zu „Stadt wohin“, aber die Resonanz war zu gering.



Lesungen:

Jeanette Haarwach: Supermarkt
Identität in Plastikkarten
Telegramm für mich
Kaffeehandlung
Kirchenritual für Atheisten

Mathias Rhode: Protuberanzen

Christophere Klöble: Zwinkerspiel.



K. Weise: Ältere Menschen haben sicher einen anderen Blick auf das Leben, sie sind ausgereifter als junge Autoren. Jüngere Menschen sind aber nicht gehemmt, gewisse Dinge zu beobachten und auszuführen. Dass junge Leute sich mit Tod und Gewalt beschäftigen, ist nicht bedenklich, sondern Ausdruck von Aggressivität, eine Auseinandersetzung mit Bildern und Metaphern. Es ist eine gewisse Qualität der Sicht auf die Welt. Erwachsene könnten daraus etwas mitnehmen.

Interview:

Publikum: Mir scheinen die Texte schwer und hoffnungslos zu sein. Warum keine Fröhlichkeit? Insgesamt bedrückt mich das.

Rhode: Traurigkeit kann ich besser ausdrücken als Lustigkeit und Fröhlichkeit. Wichtig ist auch die momentane Verfassung.

Weise: Schreibende fangen mit Tagebüchern und Gedichten an. Die Menschen beschäftigen sich mehr mit negativen Sachen, die müssen raus. Was Erwachsene als hoffnungslos und schwarzseherisch bezeichnen, empfinden die Jugendlichen nicht so. Die wirklich literarisch arbeiten wollen, machen weiter.

Publikum: Wir kommt ihr euch vor, wenn ihr vor SF-Publikum lest? Ist das anders als bei anderem Publikum?

Klöble: Es ist nicht nur SF-Publikum, ein Teil der Leute sind Bekannte. Vielleicht will auch der SF-Leser mal über seine Grenzen hinaus.

Publikum: Ich fand die meisten Texte nicht negativ, sondern vernunftkritisch und witzig. Auch SF-Leser lesen mal etwas anderes.

Klöble: Der Schwerpunkt des Cons ist Literatur. Schwieriger wäre es gewesen, das Publikum eines Musikfestivals für unsere Texte zu interessieren.



18.30 Uhr

24. Verleihung des Kurd-Laßwitz-Preises

Udo Klotz und Hans-Peter Neumann



H.-P. Neumann U. Klotz

Die Laudationes werden von H.-P. Neumann und John Clute gehalten. Der Preis ist undotiert und wird nur mit einer Ehrenurkunde vergeben.

Es wurden die sieben Kategorien des Preises vorgestellt:

1. Roman
2. Kurzgeschichte
3. Ausländisches Werk
4. Beste Übersetzung
5. Grafik
6. Hörspiel
7. Sonderpreis

Herr Klotz erläuterte die Verfahrensweise der Auswahl und Bewertung der Werke sowie die Zeiträume. Einzelheiten können bei der Internet-Adresse Kurd-Lasswitz.de eingesehen werden.

Sonderpreis:

1. Franz Rottensteiner für die langjährige Herausgabe des Quarber Merkur, der jetzt seine 100. Ausgabe erreichte.
2. R.M. Hahn, M. Iwoleit und H. Mommers für das Magazin Nova
3. S. Mamczak und W. Jeschke für Das SF-Jahr von Heyne

Laudatio: H.-P. Neumann: Kampf der Schundliteratur

Hörspiel

Der Preis wurde nicht vergeben, es gab keine Nominierungen.

Grafik

1. T. Thiemeyer für das Titelbild zu B. Bova: Der Asteroidenkrieg
2. T. Thiemeyer für das Titelbild zu Hahn/Iwoleit/Mommers: Nova 3
3. F. Miklis für das Titelbild zu E. Simon: Mondmysterien

Laudatio: H.-P. Neumann

Antwort Thiemeyer: Es ist sein vierter Kurd-Laßwitz-Preis in Folge. Er fängt langsam an, eitel zu werden.



T.Thiemeyer

Übersetzung

1. H. Riffel für die Übersetzung John Clute: Sternentanz
2. Eva Bauche-Eppers für die Übersetzung China Mieville: König Ratte
3. Ingrid Herrmann-Nytko für die Übersetzung Jeffres A. Carver: Am Ende der Ewigkeit

Laudatio: H.-P. Neumann

H. Riffel: Er musste mit John Clute eine Flut von e-mails wechseln. Er dankte Erik Simon für die Hilfe.



H. Riffel

Ausländisches Werk

1. Vernor Vinge: Eine Tiefe am Himmel Heyne 06/8314
2. China Mieville: König Ratte Baste Lübbe 24310
3. John Clute: Sternentanz Heyne 06/6448

Laudatio: John Clute



J. Clute

Kurzgeschichte

1. Steinmüller Vor der Zeitreise In: Warmzeit Shayol-Verlag
2. Steinmüller Das Internet in der Hand der Arbeiterklasse In: AC
3. Slawig: Pakettage In: AC

Laudatio: H.-P. Neumann



H.-P. Neumann, U. Klotz, A. u. Kh. Steinmüller

Roman

1. Andreas Eschbach: Der letzte seiner Art
2. H.-D. Klein: Phänomenon
3. Frank Böhmert: Die Sternenhocher

Laudatio: H.-P. Neumann

20.00 Uhr

Forum „Stadt gestern – heute – morgen“

Moderation: KH. Steinmüller

Übersetzung: A. Lembert, H. Riffel



K.Meyer S.Papenbrock, KH.Steinmüller, B.Lumley, A.Lembert, J. Clute, O.S. Card

KH. Steinmüller möchte von den Autoren wissen, in welcher Stadt sie geistig leben. Welches Bild haben sie vor sich im normalen Leben oder wenn sie schreiben.

Clute: Ich lebe in keiner kanadischen Stadt, sondern in einer Weltstadt, einer Stadt wie London oder New York. Als Grundvorstellung habe ich keine bestimmte Stadt, sondern ein Bild verschiedener Städte. Sie sind ineinander verschachtelt. Steampunkcity ist meine Traumstadt. Ich liebe es, die Übersetzer zu testen.

Lumley: Ich bin von SF-Autoren umgeben, ich schäme mich nicht, ein Horrorautor zu sein. Ich schreibe manchmal SF. Jede Stadt ist auch von Gräbern und Mausoleen umgeben.

Card: Ich wohne nicht auf Planeten, besuche sie auch nicht, ich erfinde sie. Es gibt viele Städte, in denen ich mich ohne Stadtplan auskenne und wo ich zu Hause bin. Manche Städte versuchen mir das Herz zu brechen. Ein Wissenschaftler hat eine Korrelation gefunden zwischen der Größe des Gehirns und der Größe der Gemeinschaft, in der man lebt. Primaten, z. B. Schimpansen, haben die größten Gehirne, wenn sie in einer Gemeinschaft von 24 bis 40 Individuen leben. Auf den Menschen extrapoliert stellt man sich die Größe der Gemeinschaft zwischen 150 und 200 Individuen als Ideal vor. In der Stadt, in der wir leben, würden wir etwa 150 bis 200 Leute finden, die uns so nahestehend sind oder die wir so nahe an uns heranlassen würden, dass sie uns „lausen“ könnten, zu denen wir also hohes Vertrauen haben. In einer Mormonengemeinschaft sind etwa 150 bis 200 Menschen. Für diese Größe der Gemeinschaften hat der Mensch in seinem Gehirn Platz. Deshalb muss ich auch auf die Namensschilder sehen, wenn ich Ihre Bücher signiere. In großen Städten sind natürlich viel mehr Menschen, aber wir finden die, denen wir vertrauen können, heraus.

Papenbrock: Ich bin in mittelgroßen Städten aufgewachsen.

Meyer: Ich lebe in einer Kleinstadt, schreibe aber über Großstädte wie Prag und Venedig. Bekannte von mir fragen oft, wie ich es aushalte, allein zu leben. Aber ich lebe nicht allein, ich habe die Stadt und die Menschen im Kopf, über die ich schreibe.

Card: Alle Autoren brauchen Leute um sich herum. Wenn sie schreiben, müssen sie sich zurückziehen.

Meyer: Ich muss mich nicht in ein Café setzen. Die Leute reichen, die ich in meinem Kopf habe. Ich brauche keine Großstadt. Als ich in der Großstadt lebte, merkte ich, dass ich genau so allein war wie in der Kleinstadt.

Clute: Wir leben in einer Welt, wo uns keine große Wahl bleibt, wo wir wohnen. Das ist unser Schicksal, in großen Städten zu wohnen. Man kann sich das Leben in der Stadt als Abfolge von Ritualen vorstellen.

Frage des Moderators: Wohin entwickelt sich die Stadt?

Frage an Lumley: Gibt es bei Vampiren Entwicklungen? Das ist eine unangenehme Frage, aber die Leute lieben das.

Lumley: Meine Städte sind Mausoleen und Memorials, so etwa wie das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig. Die Vampire haben alles unter Kontrolle, ihnen macht niemand Ärger.

Moderator: Was beobachtet Ihr in eurer Umgebung, was verändert sich? Wo läuft der Hase?

Papenbrock: Die Städte wandeln sich, sie werden sich immer ähnlicher. Die Individualität geht verloren durch gleiche Bauwerke wie Kaufhaus- und andere Ketten. Das fällt mir hauptsächlich auf.

Meyer: Ich lebe in einer Kleinstadt, weil sie sich nicht verändert. Ich brauche diese rasanten Veränderungen nicht, den Wechsel. Es war eine bewusste Entscheidung, in eine Kleinstadt zu ziehen.

Card: Sie ändert sich, weil du dort wohnst.

Meyer: Ich bin ganz bewusst in die Kleinstadt zurückgekehrt. Ich habe Eindrücke aufgenommen von Filmen und Büchern, die verarbeite ich heute in meinen Büchern.

Card: Herausragende Wissenschaftler haben dokumentiert, dass die Stadt ihre Bürger umbringt. Das Buch heißt „Der Tod der Zivilisation“. Die Situation ist in allen Städten identisch. Die Städte sind eine Abfolge von Bühnen und Kulissen, so John Clutes Metapher. Man könnte Leute irgendwo hinsetzen, und sagen: Das ist eine Stadt. Die Leute würden sich dann über diesen Namen definieren. Wenn man Johns Metapher weiter spielt, weiß jede Person, welche Rolle sie zu spielen hat. Die USA zerstört ihre Städte. Wo auch immer man wohnt, McDonalds ist überall. Wo immer du bist, man weiß immer, was man von den anderen erwarten kann. Keiner weiß, was er von dir erwarten soll. In einer wirklich funktionierenden Stadt weißt du nicht nur von den anderen, die anderen wissen auch von dir. Ich bin auch dorthin gezogen, wo die Leute mich kennen, habe über 20 Jahre in dieser Stadt verbracht. Seit ich in der Zeitung eine Kolumne schreibe, habe ich das Gefühl, kennen mich die Leute. Die meisten Amerikaner glauben nicht, dass man sie kennt, deshalb sind sie heimatlos.

Clute: Die Menschen, die in einer Stadt leben, sind Schauspieler. Das sagt etwas über das ganze schreckliche 20. Jahrhundert aus. Seit Ende des ersten Weltkrieges sind aus den Städte alle Zeremonien verschwunden. Wir haben das Völkerschlachtdenkmal besichtigt. Natürlich ist es ein schreckliches Monument. Es stellt aber eine gewisse Dauerhaftigkeit dar. Es steht für die Zeit, in der es entstanden ist. Die schrecklichen Ereignisse und die schreckliche Architektur haben es den Schauspielern unmöglich gemacht, von einem Teil in einen anderen zu

kommen. Das, was man in den Städten tut, sind Rituale – arbeiten, einkaufen, wohnen. Die europäischen Städte folgen dem Beispiel der amerikanischen Städte. Es gibt keine Bedeutung mehr ohne diese Rituale, es funktioniert nicht mehr.

Wir sind z. B. in Berlin-Schöneberg über eine Kreuzung gegangen. Da war ein Haus in der Form des Bugs eines Schiffes, das hat eine Bedeutung, hat einen Sinn und eine Wirkung. Dort über die Straße zu gehen, hat einen Sinn. Eine Architektur, die nur darauf ausgelegt ist, dass Autos parken können, hat diese Wirkung nicht.

Moderator: Ich höre eine Unterströmung in der Diskussion, die mich erstaunt. Die deutschen Kollegen fühlen sich wohl, so viel tut sich da gar nicht. Der Horrorautor bringt uns das Idealbild einer Stadt. Und die amerikanischen Kollegen sehen alles fürchterlich und üben Kulturkritik. Ich dachte, das ist eine deutsche Krankheit.

Lumley: Der Unterschied ist, wo ich wohne, kennen mich die Leute, bei John ist das überhaupt nicht der Fall. Als ich bei der Armee war, war ich der Chef, und alle wussten, was ich von ihnen wollte. Ich wohne nicht auf dem Dorf, sondern in einer Kleinstadt. Viel Verkehr finde ich aber nicht so tragisch. Boston und Las Vegas waren früher mein amerikanischer Traum. Nach der Erzählung von O. S. Card habe ich keine Lust mehr, in die USA zu fahren.

Card: Ich bedauere, dass in meiner Stadt keine Vampire wohnen

Lumley: Keine Vampire, aber Blutsauger, vor allem in Las Vegas.

Card: Die Frage ist doch, wo lebt man? Der Tod der Stadt ist nicht der Tod der USA. Hier wohnt man, hier parkt man, dorthin fährt man zur Arbeit, woanders hin zum Einkaufen, aber wo lebt man? Am Arbeitsplatz weiß man auch nicht, wer alles dort ist, bis auf die paar Leute, die in der Nähe sind. Zu Hause kennt man die Nachbarn nicht, beim Einkaufen auch nicht. Ich übertreibe nicht, jeder US-Bürger sucht nach einer Gruppe die er kennt. Sie sind sehr einsam.

Meyer: Wir sind alle Herdentiere, suchen die Gruppen, zu denen wir gehören können, in denen man sich wohlfühlt. Wir suchen einen Ort, der dem Traumbild entspricht, das wir uns von unserer eigenen Zukunft gemacht haben. Muss man das auf eine Stadt reduzieren?

Moderator: Wie ist Ihr Bild der Veränderung der persönlichen Umwelt in der Zukunft? Wie ist die Entwicklung der Vereinheitlichung, der globalen Angleichung.

Es geht darum, dass man keinen bestimmten Ort hat, wo man sich zu Hause fühlt, sondern mehrere, z. B. die Arbeit, das Einkaufen, wo man Leute trifft. Die Stadt verschiebt sich ins Virtuelle. Die Sesshaftigkeit wird zurückgedrängt, man lebt nicht mehr in Gruppen an einem Ort. Die Mobilität löst uns von der Geografie. Wir werden zu modernen Jägern und Sammlern. Was sagen Sie zu dieser Spekulation?

Clute: Es gibt eine immer größere Einsamkeit, das kann die elektronische Welt nicht mehr abfedern. Es gibt zwei Arten von Einsamkeit. Man hat militärähnliche Autos, auch im privaten Bereich. Einsam, aber sicher, ein fahrbares, gepanzertes Haus. Oder man lebt in einem großen Haus, wo sich die Bewohner nicht mehr begegnen. Alle Abläufe sind geplant. Es ist ein Übergangsstadium, Ruinen des 20. Jahrhunderts.

Steinmüller: Da muss ich an Leipzig denken.

Clute: Wir wissen nicht, in welcher Zukunft wir ankommen. Unser Leben ist ein einziges Geheimnis. Alle Dinge waren früher ritualisiert. Das gibt es nicht mehr, deshalb diese Einsamkeit. In Städten, die nicht mehr funktionieren, muss man Experte im Überleben sein.

Card: Beim Niedergang der Zivilisation zerfällt die Bevölkerung in Stämme, wie im Irak. Jeder weiß dann, wohin er gehört. Ähnlich ist es in Afghanistan. Auch in den

USA gibt es Gruppen: Altersgruppen, Berufsgruppen. Ordnen sich die Deutschen einem bestimmten Stamm zu? Ein Stamm ist die entsetzlichste Weise, sich zu organisieren. Denken Sie an Ruanda und den Sudan. Die schlimmste Vision unserer Zukunft ist das ehemalige Jugoslawien. Die verschiedenen religiösen Gruppen haben zusammen gelebt. Als die Trennung kam, begannen sie sich umzubringen. Das ist wie eine Atomexplosion. Ein moslemischer Serbe, der nun neben Christen wohnt, braucht plötzlich eine Pistole. Menschen, die kein Interesse haben, Stammeskriege zu beginnen, tun es trotzdem. Man hat den Eindruck, die Zivilisation in Jugoslawien ist in Sekunden zusammengebrochen. Ich hoffe, dass das nicht überall passiert.

Meyer: Du hast gesagt, wir werden mobiler, das glaube ich nicht. Da wir das Internet haben, gehen die Leute nicht mehr weg, sondern bleiben zu Hause.

Steinmüller: Die erhöhte Kommunikation im Internet korreliert mit der physischen Mobilität. Es sind die gleichen Leute, die jetten und im Internet surfen.

Card: Ich glaube, Gemeinschaft basiert auf Vertrauen. Im Internet kann man lügen, was man ist oder nicht. In dieser Anonymität kann man behaupten, dass man der ist, der man vorgibt zu sein. Aus Internet-Communities sollen ja schon Freundschaften und Heiraten hervorgegangen sein. Man kann herausfinden, wo man die Freunde findet, man muss sich aber treffen.

Lumley: Bei diesen Treffen muss man sich nicht die Läuse aus dem Fell suchen.

Card: Wir brauchen das aber, oder?

Hand: Es gibt Studien, die besagen dass bei zwei Arten der Kommunikation wenig gelogen wird: Face to Face und Internet. Aber am Telefon, da wird gelogen, dass sich die Balken biegen.

Card: Wie wird die Studie durchgeführt? Mit einem Fragebogen?

Hand: Am Telefon.

Clute: Das klingt richtig. Von Angesicht zu Angesicht sind die Konsequenzen hoch, wenn man sich anlügt. Das Problem der Internetkommunikation ist, wenn man sein Gegenüber nicht sieht, man nicht weiß wie man lügen kann, weil man nicht abschätzen kann, wem man gegenübersteht.

Meyer: Wir müssen im Internet nicht schnell reagieren, wir können uns Zeit nehmen, etwas schön zu reden. Wir sehen wundervoll aus.

Steinmüller: Die Diskussion über das Internet vertagen wir auf den nächsten Con.

Kommen wir zum Schluss, den Visionen der Stadt in der Zukunft. Positive oder negative oder dystopische Visionen. Wie wird es beim 77. Elstercon in 140 Jahren sein? Wie könnten die Städte so weit in der Zukunft aussehen?

Papenbrock: Auf jeden Fall werden die Verbindungswege positiver sein, wenn die Städte nicht mehr so vollgestopft sind. Es wäre schön, wenn traditionelle Gebäude mit Modernem und Zukünftigem zusammenpassen würden. Wenn die Menschen, die dort leben, ihre Wurzeln finden können und alles bekommen was sie brauchen. Es wird eine Zentralisierung geben, die Industrie wird sich an bestimmten Punkten festsetzen. Darum herum die Versorgung, und dort werden die Individuen leben.

Meyer: Ich habe keine persönliche Vision der zukünftigen Stadt, das ist mir egal. Meine persönliche Idealstadt, in der ich leben möchte, wäre Gormengard. Ich möchte nicht, dass mir überall Menschen über den Weg laufen.

Card: Die großen Städte teilen sich auf in kleinere Teile, um miteinander auszukommen. Manchmal werden, um eine große Gemeinschaft zu bilden, die kleinen Gemeinschaften zerstört. Der größte Fehler der kommunistischen Regime im Osten war, die Kirchen zu zerstören, damit der Kommunismus funktioniert, statt sie

auf ihre Seite zu ziehen. Wenn man zu der Feststellung gekommen ist, dass Religion Opium für das Volk ist, dann sollte man ihnen ihr Opium nicht wegnehmen.

Jede Familie hier sagt: Wir sind eine deutsche Familie. Bei uns sagt die Kirche: Wir sind Christen, aber amerikanische Christen. Die Loyalität wird von unten nach oben weitergereicht. Dadurch entsteht Zusammenhalt. Die Menschen an der Spitze müssen dafür sorgen, dass es den Einzelpersonen gut geht, dass die Leute in kleinen Einheiten und in glücklichen Ortschaften leben. Wenn sie zulassen, dass die Wurzeln absterben, wird es eine übergeordnete Struktur geben, die geht aber auch kaputt. Die Menschen werden dort glücklich, wo sie diese Lektion gelernt haben. Wo diese Lektion nicht gelernt wird, wird die Mafia herrschen und die Raubritter, und eine Entwicklung zu Stämmen folgt. Zivilisation bedeutet langes, glückliches Leben. Abkehr von der Zivilisation bedeutet kurzes Leben und gewaltsamer Tod.

Clute: Die nächsten 100 Jahre werden sehr unterschiedlich von dem sein, was wir uns vorstellen können. Voraussagen für fünf Jahre kann man gut machen, für 50 Jahre kann man ein Programm machen, aber 100 Jahre zu überblicken ist unmöglich. Das unterscheidet die SF von der Futurologie. Falls die Singularität eintrifft, wird sich das Verhältnis, das wir zu den Städten haben, grundlegend ändern. Wenn die Städte uns lieben, wird es uns gut gehen, wenn nicht, dann geht es uns schlecht.

Lumley: Trotz der Grabmäler und Vampire bin ich Optimist. Ich kann in jeder Stadt leben, habe schnell Freunde. Nur eins macht mir Angst: Ich bin Raucher!

Card: Rauchen wird Olympische Disziplin, und alle trainieren, was das Zeug hält, hier in Europa. In Amerika kann man eine ganze Mahlzeit essen, und es schmeckt nicht nach dem, was die Leute rauchen. Aber die Klimaanlage werden dafür sorgen, dass wir miteinander auskommen.

Steinmüller: Dann bauen wir Städte für Raucher und für Nichtraucher.

Stimme aus dem Publikum: Dann hätten wir ja schon Stammesbildung.

Steinmüller: Dank an alle Teilnehmer, besonders an die Übersetzer. Das ist kein einfacher Job, besonders wenn ich mit Englischsprechen anfangen.

Wir sehen uns dann in der Raucher- und der Nichtraucherzone.



22.00 Uhr

Leo Lukas

Moderation: Manfred Orlowski



L. Lukas

M. Orlowski eröffnete die letzte Veranstaltung des Abends.

Er stellte Leo Lukas vor, extra aus Wien angereist. L. Lukas ist Autor, Kabarettist und Herausgeber. Er schreibt Romane und ist in die Perry-Rhodan-Serie eingebunden.



Leo Lukas begann seinen Vortrag mit einem Gedicht, das das Publikum sehr erheiterte. Es ging um Zeitmaschinen, Zeitreisen und die Verdoppelung von Personen.

Der nächste Vortrag wurde mit einer Preisfrage verbunden. Zur Übung sollte erraten werden, wie ein Weihnachtsbaum in der Straßenbahn heißt. Natürlich Bim Bam Boom. Weiter: Wie heißt die Angst vor Bimmelglöckchen? Natürlich Bimmelbammel. Die Geschichte rankt sich um eine Großfamilie, die durch Aufteilung in Ex-Frauen, Ex-Männer, Ex-Omas und Ex-Opas – die zu allem Überfluss auch noch getrennt leben - große Probleme hat, ihren Tagesablauf an Feiertagen oder Wochenenden zu organisieren.

Die Preisfrage war: Was haben die vier Frauen der Geschichte gemeinsam?

Keiner kam auf die Lösung: Sie hießen alle Elisabeth, nur jede in einer anderen Form: Elisabeth, Sissi, Betty und Lisa.

Um den Gewinn (ein Buch von L. Lukas „All inclusive“) doch noch zu erhalten, konnte sich das Publikum an neckischen Fingerspielen beteiligen. Es gab zwei, die recht flotte Finger hatten, und sie bekamen beide zur Belohnung ein Buch.

Lesung aus einer sechsteiligen Perry-Rhodan-Serie: Die Stadt der Transmitter
P. Rhodan ist in einer Stadt gelandet, in der es an jeder Ecke Transmitter gibt. Die Werbung vermittelt, dass in dieser Stadt in jeder Minute ein neues Laster erfunden würde. Jede Tür führt in einen Transmitter, an eine Stelle, wo die Grundstückspreise billiger sind. Klauen, Fäuste und Tentakel sitzen hier sehr locker. Die Wohnungen bestehen nur aus dem Kern. Die einzelnen Zimmer werden durch eine Transmittertür betreten und befinden sich woanders.

Zur Auflockerung folgte ein Gedicht über das alte Ägypten.

Lesung

Chip ahoi! In: A. Eschbach: Eine Trillion Euro

Das Leben soll durch die Implantation eines Chips einfacher und sicherer werden. Wenn aber das Klinikpersonal bestechlich ist – was kann da alles passieren?

Zum Abschluss der Veranstaltung trug Herr Lukas noch ein kurzes Gedicht vor.



Sonntag, 19. September 2004

11.00 Uhr

Elizabeth Hand

Moderation: Hannes Riffel, Übersetzung: Bernhard Kempen



E. Hand

Der Moderator Hannes Riffel (R) ist der Ansicht, dass eine Schriftstellerin, die eine so faszinierende Vielseitigkeit und eine große Bandbreite in ihrem Schaffen hat, über eine gesplante Persönlichkeit verfügen müsse.

Er hat ein Buch von Frau Hand mit einer Widmung, die von einer vergoldeten Jugend spricht. Wie das?

Hand (H): Nun, ich hatte nicht direkt eine verdorbene Jugend. Ich bin in New York City aufgewachsen und hatte in den siebziger Jahren Berührung mit der Punkszene. 1975 bin ich nach Washington DC umgezogen, habe dort bis 1988 gewohnt und arbeitete am Smithsonian Luft- und Raumfahrtmuseum. In den Büchern geht es oft um diese Zeit 1973/74, da habe ich einen Bohemien-Lebensstil geführt.

R: Sie schreiben SF, Fantasy, Dark Fantasy und Horror, wie kommt es zu dieser großen Bandbreite und zu dem Willen, sich nicht einschränken zu lassen?

H: Ich konnte mir nie vorstellen, in einem bestimmten Genre zu schreiben. Ich schreibe, was ich schreiben will. Im Moment ist das Mainstream ohne übernatürliche Elemente. In meiner Jugend habe ich alles mögliche gelesen. Damals war mir nicht bewusst, dass SF eine Sparte war.

R: Ihr Roman „Winterlong“ ist nicht auf Deutsch erschienen, in den USA ist es ein Kultbuch. Es gab eine Gruppe unglaublich begeistert Fans, aber keinen Durchbruch auf breiter Basis.

H: Nicht nur Winterlong, auch „Die Mondgöttin erwacht“ hat Kultstatus erlangt. Möglicherweise, weil SF- und Fantasyelemente nicht so intensiv einbezogen wurden, und die Bücher mehr auf Mainstream-Level sind.

R: In Ihren Romanen wird oft vom Tod gesprochen. In „Glimmering“ ist Aids endemisch. Man findet selten ein Werk, das so durchdrungen ist vom Sterben.

H: Es ist nicht so, dass der Tod mein Leben durchdringt. Bei „Pavane“ ging es darum, dass ein Freund verstorben war, und das habe ich verarbeitet. „Glimmering“ war eine starke Reaktion auf die Aids-Epidemie, das war, bevor Mittel gegen Aids erfunden wurden. Ich habe versucht, das zu verarbeiten und über den Tod hinaus zu gehen.

R: Die Mondgöttin hat mich irritiert. Der erste Teil ist eine Liebesgeschichte, dann wird es aus meiner Sicht zu einer New-Age-Geschichte, mit der ich nicht so viel anfangen kann.

H: Das Buch hat einige autobiografische Züge aus der Zeit an der Universität in Washington. Da geht es um meinen Freundeskreis, die andere Handlung ist mehr als Kritik an New Age gedacht. Dafür habe ich auch von dieser Seite viele Schläge einstecken müssen.

R: Ein Teil Ihrer Arbeit ist völlig anders als Ihre Bücher, über die wir gesprochen haben. Sie haben auch STAR WARS-Romane zum Film geschrieben. Wie geht man damit um, ohne den eigenen Stil zu verlieren? Es gibt auch Autoren, deren „richtiges Werk“ darunter leidet, dass sie solche Auftragswerke schreiben.

H: Selbst Visionäre müssen essen. Viele Autoren, die ich kenne, haben einen zweiten Job. Wenn ich genug Geld mit meinen „eentlichen“ Romanen machen könnte, würde ich es lassen. Viele meiner Bekannten unterrichten in Writing-Kursen. Ich habe Kinder, die vor einiger Zeit noch zu Hause waren, und ich wollte so viel Zeit wie möglich mit ihnen verbringen. Ich schreibe auch Artikel und Rezensionen für Zeitungen, z. B. für die Washington Post und die Village Voice. Ich nehme an, was sich bietet.

R: Offensichtlich sind Sie in der Lage, schnell umzuschalten.

H: Ja, ich schreibe sehr intensiv, in explosiven Ausbrüchen. Wenn ich einen STAR WARS-Roman schreibe, konzentriere ich mich darauf. Für das Buch „Catwoman“ habe ich nicht sehr viel Konzentration gebraucht.

R: Sie schreiben auch für ein nicht kommerziell ausgerichtetes Fanzine. Wie fühlen Sie sich, wenn Sie über andere Autoren schreiben?

H: Ich habe mit Rezensionen angefangen. Während meiner Universitätszeit habe ich für andere Studenten die Hausarbeiten geschrieben, wurde dafür bezahlt, dass ich Bücher lese und darüber schreibe. Die Bezahlung war ein Dollar pro Seite, eine Packung Zigaretten und ein Six-Pack Bier. Ich habe auch an der Uni einen Kurs über SF und Fantasy besucht. Man forderte mich auf, den „Wüstenplaneten“ zu lesen und zu besprechen. Ich habe schon im Alter von acht Jahren die Rezensionen in der New York Times gelesen und verstand nicht, warum andere das nicht lesen wollten.

R: Kamen Sie dadurch zur Washington Post und Village Voice?

H: Über Michael Gorder, einen einflussreichen Kritiker und Pulitzer-Preisträger.

Kempen: Braucht ein Autor die Beschäftigung mit der Kritik, um andere Bücher zu kennen und daraus zu lernen?

H: Ich bin mir nicht sicher, ob ich aus Büchern das gelernt habe, was ich gelernt habe und was ich brauche. Ich übe mein Gehirn damit. Wenn ich Kritiken schreibe, mache ich das analytisch und auf vielen Ebenen.

R: In der letzten Zeit schreiben Sie Novels. Gibt es in Deutschland keinen Markt für Novels? Sind sie schwer verkäuflich, weil es keine Romane sind, aber länger als Short Storys?

H: Es hat sich so ergeben, dass sie diese Länge haben. Es ist schwer zu verkaufen. Es scheint die perfekte Länge für eine bestimmte Art von Geschichten zu sein, die sich mit Übernatürlichem beschäftigen. Ich kenne Klassiker, die besser funktionieren würden, wenn sie sich auf diese Länge beschränken würden.

R: S. King sagt ja auch „Fasst euch kurz!“ Sie sind eine Autorin, die von anderen Autoren gelesen wird. Die Lektoren im Internet prügeln sich um Ihre Kurzgeschichten und Novels, nur das breite Publikum bekommt das scheinbar nicht mit. Wieviel SF- und Horror-Preise haben Sie schon bekommen?

H: Ich bin der Meinung, wir leben in einem Paradigmenwechsel von einer Literaturgesellschaft zu einer Gesellschaft, die mehr bildlich orientiert ist. O. S. Card sagte, die wichtigste Kunstform ist der Film. Damit habe ich nichts zu tun. Ich mache das, was ich für richtig finde. Mein Gehirn funktioniert nicht so. Ich kann über Boba Fett schreiben, das wars aber auch.

Publikum: Wie funktioniert es, über STAR WARS zu schreiben, ohne mit all den Büchern, Filmen und Handlungssträngen in Konflikt zu kommen. Es ist doch unmöglich, alles gelesen zu haben?

H: Ich habe nicht alles gesehen oder gelesen. Die Leute von Lucas-Film sind sehr hilfsbereit. Ich bekomme eine Handlung und eine Figur vorgegeben und kann damit arbeiten. Lucas-Film checkt das dann noch mal. Auf der einen Seite gibt es in den USA immer weniger Bibliotheken, Lucas-Film dagegen baut ein riesiges Archiv auf und stellt Archivare ein, um dies zu verwalten. Es gibt das Lucas-Film Holochron, das ist eine CD, auf der das gesamte Lucas-Film-Universum drauf ist. Wenn man das bekommt, muss man einen Vertrag unterschreiben und bekommt ein Passwort. Man darf darüber auch nicht sprechen.

Publikum: Warum wurde der Roman Winterlong mit dem „Report einer Magd“ verglichen?

H: Es sind Romane, die von Frauen geschrieben wurden, und es ist keine richtige SF.

Publikum: Wieso ist Winterlong ein Kultbuch?

H: Das liegt daran, dass ich eine Menge Grufti-Elemente darin hatte, das ist gut angekommen.

Clute: Wir haben noch nicht über Ihren neuen Roman gesprochen: Mortal Love. Er unterscheidet sich von Ihren früheren. Wie ist er entstanden?

H: Es ist ein Mainstream-Novel und wurde vor einigen Monaten veröffentlicht. Es gibt darin einige übernatürliche Elemente. Es ist mehr ein historischer Roman und spielt zum Teil im viktorianischen, zum Teil im heutigen London. Es ist ein Buch über Künstler, und der ältere Teil konzentriert sich auf die präraffaelitischen Maler. Der

gegenwärtige Teil handelt von einem amerikanischen Journalisten, der nach London kommt. Der verbindende Teil ist die Muse, die den Schöpfungswillen repräsentiert.

Publikum: Autoren wie Banks und Gibson tauchen in Mainstream ab. Ist das die neue Art, um an Geld zu kommen, oder weil sie die SF-Elemente mehr annehmen?

H: Wie O. S. Card sagte, sind viele Motive der SF in den Mainstream übernommen worden. Man kann nicht von Flucht sprechen, mehr von Akzeptanz.

Kettlitz: Sie sagen, Sie arbeiten intensiv und schnell, bei einem Buch über Maler muss man doch recherchieren?

H: Das läuft alles parallel, ich bin ständig dabei, etwas zu recherchieren. Es macht auch Spaß, seine Hausaufgaben zu machen.

T. Braatz: Die Bücher zum Film betreffend: In einem Nachwort von Card heißt es, er hat beim Film mitgeschrieben, war beim Drehen dabei.

H: Ich war nur einmal an einem Entstehungsprozess beteiligt, bei Akte X. Im Prinzip habe ich keine große Erfahrung damit.

Der Moderator riet zum Schluss allen, die des Englischen mächtig sind, die Romane von Frau Hand im Original zu lesen. Es gibt wenige vergleichbare Autoren. Wollen wir hoffen, dass die Verlage sich trauen, ihre Arbeiten zu übersetzen.



12.00 Uhr

Vorstellung der Werksausgabe von **Angela und Karlheinz Steinmüller**
mit den Autoren und Erik Simon

Moderation: Hans-Peter Neumann



E. Simon H.-P. Neumann A.u.Kh. Steinmüller

Warum eine Werksausgabe von „scheinbar lebenden Autoren“? Steinmüllers behaupten, sie seien Wiedergänger oder Zombies. Deshalb auch der Verlagsname Shayol (Hölle).

Der aktuelle Band ist gerade zum Elstercon fertig geworden.

Der wichtigste Grund für die Werksausgabe, so meinte der Moderator, sei der, dass die Autoren nicht wüssten, was gut für ihre Bücher sei. Das müssen ihnen der Herausgeber und der Lektor erst sagen. Bei solchen renitenten Autoren wie den Steinmüllers müssten immer zwei Leute ran, einer für das Zuckerbrot und einer für die Peitsche.

Es treffen auch Kulturen aufeinander, Karlheinz ist Sachse, Angela Berlinerin, dazu kommen ein Sachse und ein Preuße als Herausgeber.

KH. Steinmüller: Ja, es gab da schon immer Probleme. Wie heißt es wirklich, abwaschen oder aufwaschen? Jetzt haben wir einen Spülautomaten, damit hat sich das Thema erledigt.

Neumann: Wie ist die Konzeption der hundertbändigen Werksausgabe?

Simon: Die Konzeption ist einfach: Alles was sie geschrieben haben, und dann überreden wir sie, noch etwas dazu zu schreiben.

Steinmüller: Um Gottes Willen, Shayol sagte acht Bände, im Internet steht zehn Bände, was denn noch?

Simon: Es sind minimal acht Bände, so viel Material ist da. Als grober Überblick gilt: Das Steinmüller-Universum ist Band 1 (Warmzeit). Der Begriff stammt von 1990. Nicht alle, aber ein großer Teil der Werke spielen in diesem Universum. Dann kommt Andymon, das ist so ähnlich wie ein Generationenraumschiff. In Band 3 ist ein ebensolches auf Spera gelandet. Dann kommt der Traummeister, und ziemlich spät, fast am Ende Pulaster. Dann wären wir fertig, wenn der Trödelmond nicht wäre. Dann kommen noch zwei Bände mit sonstigen Erzählungen, das macht acht.

Interview:

Neumann: Wie stark ist Andymon überarbeitet?

A.Steinmüller: Stark und wenig überarbeitet. Es gibt keinen Absatz, der nicht überarbeitet wurde. Inhalt und Intention wurde wenig überarbeitet. Beth haben wir etwas stärker gemacht, ein Kapitel haben wir weggelassen, das merkt aber keiner. Wir haben das Buch sprachlich überarbeitet und an die heutige Sprechweise angeglichen, von DDR auf Westdeutsch, von Plaste auf Kunststoffe. Anfang der 80er war Plaste ja modern, denken Sie an Plasteteller. Man kann es lesen, ohne auf veraltete Sachen zu stoßen.

KH.Steinmüller: Bei Warmzeit ist eine Skizze zu einer Erzählung ausgeweitet, einiges ist neu, etwa 10 %, der Rest ist überarbeitet, ohne zu verflachen.

Simon: Nimmt das die Patina nicht raus?

Neumann: Das neue Buch heißt Spera. Ihr malt eure Welt vorher genau aus. Die Geschichten, die im Lichtjahr abgedruckt waren, waren zum Teil nur von Angela. Seit wann war es klar, dass es ein Roman werden würde?

A.Steinmüller: Durch diese Geschichten haben wir die Welt anschaulich gemacht. Spera ist ein Planet wie Andymon, besiedelt durch ein Schiff wie auch Andymon. Die Vorgeschichte wurde mit den Stories klar gemacht. Die Vorgeschichte zum Traummeister spielt auf diesem Planeten. Wir haben die Stories mit Eriks Hilfe geordnet und noch einige dazu geschrieben.

KH.Steinmüller: Was Lukas-Film kann, können wir auch, z. B. ein Buch im Insel-Format „Alles über den Traummeister“. Darin stehen die Namen, welche Kalender genutzt werden, wie die Monate heißen, wer stammt von wem ab oder welche Musikinstrumente es dort gibt und wie man sie nutzt.

G. Sell: Werdet ihr nach dem achten Band aufhören?

H.-P. Neumann: Eigentlich gibt es noch eine Loseblattsammlung. Eine Story ist konzipiert, die noch nicht drin ist. Wir werden in jeder Nachauflage eine Story mehr bringen.

KH.Steinmüller: Alle Stories zusammen geben ein 70-Seiten-Büchlein. Aber Shayol ist variabel.

Simon: 26 Erzählungen sind darin, kürzer oder länger. Von den 26 Texten stammt einer von mir. Neun von den 26 sind vorher schon erschienen.

KH.Steinmüller: Ich hätte nie gedacht, dass wir das hinkriegen.

A.Steinmüller: Eigentlich haben wir keine Zeit für so was.

KH: Steinmüller: Es gibt zwei Kategorien von Büchern die wir schreiben: Die wir zwischendurch schreiben, und die wir nebenbei schreiben. Dieses war zwischendurch geschrieben. Um die Chronologie einzuhalten, muss Erik zuerst lesen.

Simon: Es war die pure Verzweiflung. Ich bin der Lektor. Es war ein Loch in dem Buch, eines von den größeren Löchern. Es gab eine Geschichte vom Anfang, dann eine, wo alles schon gut funktioniert, ein komplettes Mittelalter. Dazwischen muss ja was passiert sein. Das habe ich ihnen mitgeteilt.

KH. Steinmüller: Naja, wenn man an drei Sachen gleichzeitig beschäftigt ist.

Simon: Von der Funktion her sollte es eine Vignette von ca. drei Seiten werden, dann sind es doch sechs Seiten geworden.

Lesung E. Simon:



Der Reichsgründer

An einer gut sichtbaren, großen Felswand sind Arbeiter damit beschäftigt, in großen Lettern die Monologe des Reichsgründers einzumeißeln. Sie werden von Kriegen bewacht. Aus der Beschreibung der Kleidung und Ausstattung von Kriegen und Arbeitern lässt sich schließen, dass ihr Dasein ziemlich ärmlich ist. Die Arbeiter bemängeln, dass das Gerüst nicht breit genug ist, so dass sie den Text in schmalen Spalten schreiben müssen, auch ist nicht genügend Werkzeug vorhanden, das Material der Meißel ist minderwertig. Und wenn sie mehr Leute hätten, dann ginge es überhaupt schneller. Der Aufseher belehrt die Arbeiter, dass er nicht mehr Leute zur Verfügung stellen kann, weil er schon nicht genügend Leute hätte, um das Dorf zu schützen, geschweige denn, neue Dörfer zu erobern. Der Herrscher, genannt Drache, könne zwar im Moment keine großen Sprünge machen, nichtsdestotrotz müsse man seine klugen Reden und seine großen Siege schnellstmöglich in den Felsen meißeln, um Gefolgsleute zu rekrutieren und die potentiellen Feinde zu beeindrucken.

(Die Erzählung entbehrte nicht einer gewissen Aktualität, da in Sachsen gerade Wahlsonntag war und das Wahlergebnis später zeigte, dass unsere momentanen Herrscher ihre klugen Reden nicht groß genug ins Fernsehen gemeißelt hatten. E.Ra.)



Neumann: Das ist die Geschichte, wie das Reich entstand. Nun kommt eine Geschichte, wo das Reich eine Eisenbahn hat.

KH.Steinmüller: Eine Karte ist dabei. Ein Jahr dort ist 1,4 irdische Jahre lang. Im Jahr 250 wurde die Inschrift gemeißelt, nun haben wir 640.

Lesung (abwechselnd von Angela und Karlheinz Steinmüller)



Angela und Karlheinz Steinmüller

Der Drag und der Telegraf

Der Herrscher fährt mit der Eisenbahn durch die Steppe. Vom Zug aus morst er mittels Telegraf seine Befehle an die Untergebenen. Früher fielen Reste des Raumschiffes vom Himmel. Einige der Gerätschaften waren von Nutzen. Leider gab es aber auch gefährliche Substanzen, die Krankheiten verursachten. Man fand heraus, dass Blei diese Wirkung abschirmen kann. Gerade will der Herrscher einen seiner Minister per Telegramm in die Wüste schicken, da gibt es einen großen Knall. Jemand hat einen Anschlag auf den Zug verübt. Da der Herrscher nur wenige Leute bei sich hat, muss er fliehen.



Interview:

Publikum: Ab welchem Alter sollte Andymon gelesen werden?

KH.Steinmüller: Jedem Kind sollte das Buch in die Wiege gelegt werden. Jeder kann es lesen.

Publikum: Manche Bücher eignen sich nicht für Kinder, manche lesen aber auch schon mit zehn Jahren „Herr der Ringe“.

G.Sell: Die Grenzen zwischen Jugend- und Erwachsenenbuch verschwinden.

A.Steinmüller: Das sieht man an „Harry Potter“.

Publikum: Werden in der Werksausgabe noch mehr Gastautoren auftreten außer E. Simon?

Simon: Das würde ich nicht ausschließen, wenn sich Leute finden, die imstande sind, sich in diese Vorgabe der Trödelmondwelt hineinzufinden. Die meisten haben es nicht versucht, nur wenige haben es ernst genommen.

Publikum: Welcher rote Faden zieht sich durch die Historie der Ausgaben?

KH.Steinmüller: Im 21. Jahrhundert herrscht die übliche katastrophale Situation. Ende des Jahrhunderts werden die Raumschiffe gestartet. (Drei bis vier der Andymon-Klasse.) Die einen müssen terraformen, wie bei Andymon, die anderen können den Planeten gleich nutzen. Spera schildert, was auf diesem Planeten passiert. Andymon schildert nur das Terraforming, Spera ist der Roman einer Menschheit auf einem Planeten.

Publikum: Kann man Spera vergleichen mit Zimmer-Bradley, ist es ein Anti-Darkover?

Neumann: Das ist ein völlig anderer Stil.

Simon: Das erste Motiv ist das Träumen, es gibt Berufsträumer, das zweite Motiv sind die Drachen, amöbenähnliche Lebewesen. Es steht die Frage, waren sie schon vorher da, und die Siedler haben sie anfangs übersehen, oder sind sie verursacht durch mitgebrachte irdische Materialien? Es sind keine Echsen, heißen aber Drachen und können im Laufe ihrer Entwicklung verschiedene Gestalt annehmen. Es wird der Niedergang der Kolonie geschildert. Ein paar Tausend Leute reichen nicht. Gerade angekommen, wollen alle ein naturnahes Leben führen, wollen aber dafür nicht arbeiten. Das Leben im Raumschiff haben sie aber auch satt. Es gibt einen Niedergang und dann einen Wiederaufstieg.

Publikum: Einen Wiederaufstieg der Zivilisation mit Telegraf und Eisenbahn? Wenn die Unterlagen im Raumschiff nicht mehr zugänglich sind, wieso vollzieht sich die Entwicklung analog der irdischen?

KH.Steinmüller: In unserer Vorstellung existiert im Raumschiff ein riesiges Archiv, gegen das die British Library eine Kladde ist. Es gibt natürliche Entwicklungslinien in der menschlichen Zivilisation. Es gibt Erfindungen, die sind etwa zur gleichen Zeit an mehreren verschiedenen Orten unabhängig voneinander gemacht worden, z. B. Schießpulver, Buchdruck, Telefon. Andere Erfindungen, wie der Zeigertelegraf des Norddeutschen Bundes sind gescheitert.



13.00 Uhr

Helge Lange und Frank W. Haubold

Moderation: Manfred Orlowski



F.W.Haubold M. Orlowski H. Lange

Lesung H. Lange:

Eine große, runde Bühne, auf die irgendwelche Leute steigen und sich vorstellen. Ist es eine Art Big Brother? Es wird ein Zeitraum von 91 Tagen erwähnt. Es scheint eine Art Vergnügungspark für durchgeknallte Typen zu sein. Nach einigen Tagen haben sich die Gäste auf die vorhandenen Zimmer verteilt, einige allein, andere zu zweit. Es werden Gruselgänge durch den Keller gemacht. Dann lassen sich einige Personen Implantate einsetzen, um sich mit Pflanzen unterhalten zu können.



Lesung Frank W. Haubold:

Die Rakete

Martin will duschen, und es ist kein Wasser da. Vermutlich mal wieder ein Anschlag auf das Wasserwerk. Aber meist ist es blinder Alarm. Der Vater war als Soldat in vielen Ländern und kam krank zurück nach Hause. Er bekommt geheime Medikamente, aber trotzdem leidet er an fürchterlichen Hustenanfällen.

Martin hat mit seinen Freunden zusammen eine Rakete gebaut und nach ihrem Freund Steve Mancuso benannt. Sie treffen sich nach der Schule und starten die Rakete. Die wird von einer Abwehrrakete zerstört und die Jungen arretiert. Nachdem sich herausgestellt hat, dass die Rakete kein Anschlag auf irgend ein Gebäude, sondern völlig harmlos war, werden die Jungen zu Helden.



Interview:

M. Orlowski (MO): Sind die Geschichten miteinander verbunden?

Haubold: Einige gehören nicht zusammen, aber es soll mal ein Roman werden. Im Moment habe ich keine Zeit und keine Motivation, um daran zu arbeiten.

Lange: Einige gehören zusammen, andere stehen für sich. Sie sind von der Art her unterschiedlich.

MO: Der Stil der Erzählung ist ungewöhnlich.

Lange: Ich wechsele stilistisch, wie es gerade zur Story passt. Anderes schreibe ich konventionell, ähnlich wie Frank. Das gibt es auch.

MO: Gibt es einen Fahrplan, wie du die Geschichten gestaltest?

Haubold: Die Geschichten von Martin Lundgren folgen jetzt einem Konzept. Bei anderen Geschichten, die nicht dazu gehören, gibt es keine Begrenzung. Ich habe noch mit einer anderen Geschichte geliebäugelt, einer Hommage an Rilke, aber das hat mit SF wenig zu tun.

MO: Du hast bereits sehr früh begonnen zu schreiben?

Lange: Im Prinzip habe ich immer gelesen, und wenn man viel liest, möchte man was schreiben, schon in der Kindheit.

Haubold: Ich habe auch viel gelesen, und dann 1989 begonnen zu schreiben. Anfangs war das Veröffentlichende schwierig.

MO: Schlägt sich die DDR-Vergangenheit nieder?

Lange: Nein.

Haubold: Bei den ersten Texten ja, bei den neuen nicht mehr.

Publikum: Wenn du jetzt Kurzgeschichten veröffentlichst und machst dann einen Roman daraus, hast du keine Bedenken, dass dann die Spannung schon weg ist?

Haubold: Ich habe letztens einen Bradbury-Band gekauft, da waren auch bekannte Geschichten drin. Die Erzählungen erreichen nur einen kleinen Personenkreis. Wenn der Roman vom Verlag angenommen wird, ist es ein anderes Publikum. Sonst schreibe ich weiter Geschichten.

MO: Schreibst du auch Romane?

Lange: Ich bleibe erst mal bei Kurzgeschichten. Ein Roman von mir wäre sicher auch gut.

MO: Schreibst du lieber Romane oder Kurzgeschichten?

Haubold: Die Verlage behaupten, Anthologien verkaufen sich nicht.

MO: Wie sieht es mit Illustrationen aus?

Haubold: Der neue Band ist von T. Hofmann illustriert. Der erste Band war nicht illustriert, da hat M. Franke das Cover gemacht, beim anderen T. Wagner.

MO: Und bei dir?

Lange: Ich zeichne selbst, will aber nicht alles selbst machen. Die Innenillustrationen sind von einem Künstler aus Las Vegas, einige sind von mir, einige von einer amerikanischen Künstlerin.

Publikum: Wäre es nicht besser gewesen, bei der Raketengeschichte nach dem Start aufzuhören? Warum noch dieser Epilog?

Haubold: Ich wollte noch den Gag mit den Matratzen-Ellis loswerden. Ich mag Epiloge. Es ist altmodisch, das gebe ich zu.

MO: Wie sehen die Pläne aus?

Lange: Ich veröffentliche etwas in der Zeitschrift C't und im Solar-X.

Haubold: Ich habe zwei bis drei Kurzgeschichten fertig. Zwei sollen in Nova erscheinen, aber da gibt es langen Vorlauf, ich weiß nicht, wann sie erscheinen. Geplant ist ein neuer Erzählungsband. Romanprojekte sind schwierig. Verlage, die große Stückzahlen bringen, sind selten. Bis dahin schreibe ich Kurzgeschichten.

Der Moderator dankte den Autoren für ihre Ausführungen und wünschte ihnen für die Zukunft viel Erfolg.



14.00 Uhr

Abschlussveranstaltung

Moderation: Thomas Braatz



B.Kempen, E.Hand, J.Clute, B.Lumley, T.Braatz, S.Papenbrock, M.Nagula, L.Lukas

Thomas Braatz bat die Autoren, ein kurzes Statement abzugeben, wie ihnen der Elstercon gefallen hat (oder auch nicht... dann werden sie nicht wieder eingeladen!) Die Autoren waren sichtlich amüsiert und äußerten sich wie folgt:

Swen Papenbrock: Besten Dank für die Einladung. Es hat etwas geholpert, bis ich die Lokalität gefunden habe. Es hat mir gut gefallen.

Michael Nagula: Dank für die Einladung. Es hat mir viel gebracht. Ich habe Leute wiedergesehen und neue Leute kennen gelernt. Besonders interessant war es, sich mit englischsprachigen Gästen zu treffen. Die Chance hat man selten und es war sehr fruchtbar. Ich mag mich ja nicht in die Organisation einmischen, aber vielleicht könnte es etwas weniger chaotisch zugehen. Schön war, dass man abends noch gemeinsam etwas unternehmen konnte. Es waren gemischte Zusammenstellungen und der Spaßfaktor war sehr hoch.

Leo Lukas: Origineller Weise möchte ich mich erst mal für die Einladung bedanken. Es war ein sehr netter Con. Die Lokalität war gut geeignet, besser als manch anderer Veranstaltungsort. Mit persönlich hat der hohe Anteil an Lesungen gut gefallen. Ich war zwar nicht bei jeder dabei, es ist aber untypisch. Man sollte es aber beibehalten. Was mich betrifft: Meine Lesung war sehr spät, nach einem langen Tag. Großes Kompliment an alle, die noch dabei waren. Ich hätte nicht gedacht, dass die Konzentration und Aufnahmebereitschaft so hoch sind. Nochmals Danke.

Bernhard Kempen: Ich fand es toll, wie jedes Mal, und kann mich nur meinem Vorredner anschließen. Besonders gut fand ich die Vielfalt der Themen. Es freut mich, dass die Verbindung von SF und Techno durchaus angenommen wird, was mich überrascht hat. Vielen Dank für die Aufmerksamkeit.

Da das Podium leider nicht die angemessene Größe aufwies, tauschten nun einige Autoren die Plätze. Es kamen hinzu: Hannes Riffel, Helge Lange und Frank W. Haubold.



B.Kempfen, E.Hand, J. Clute, B. Lumley, T. Braatz, H. Riffel, H. Lange, F. Haubold

Hannes Riffel: Ich werde nicht bezahlt, deshalb kann ich die Wahrheit sagen. Eigentlich mag ich keine Cons, weil das Gemeinschaften sind, die im eigenen Saft kochen und latente Aggressionen haben. Der Elstercon Leipzig ist ganz anders. Den Leuten geht es darum, Autoren einzuladen, die sie mögen, und ihrer Liebe zur Literatur und zu Schriftstellern Ausdruck zu verleihen. Außerdem fördern sie große und kleine Buchprojekte. Ihr seid unschlagbar. Dank an das Team.

Helge Lange: Ich war bisher immer beim Con. Es waren etwas wenig Leute, es könnten mehr sein. Vielleicht ein paar Tausend, wie bei STAR-TREK-Cons. Ich fand es wieder gut.

Frank W. Haubold: Ich kann mich nur anschließen. Ich bin auch nicht zum ersten Mal hier. Den Elstercon nehme ich gern wahr. Er hat keine besondere Ausrichtung. Es gibt alles von Horror über Fantasy und SF, alles ist dabei. Es lesen interessante Autoren, das Publikum ist sachkundig. Es ist eine sehr angenehme Veranstaltung

Thomas Braatz: Tausend Leute möchte ich gar nicht hier haben. Wie sollten wir das machen, so viele in die Reihe zu kriegen.

Frage an E. Hand: Sie hatten heute ihren Lesungstermin. Sie haben auch schon andere Cons besucht, die viel größer waren. Wie empfanden Sie die Veranstaltungen?

Elisabeth Hand: In den USA gibt es nur ein oder zwei Cons, die wie dieser sind. Dies ist sehr einzigartig. Es ist wie Atlantis, das einige Male aus dem Ozean aufsteigt, was ein besonderes Ereignis ist.

John Clute: Das ist der ideale Rahmen für ein Con. Es ist eine Möglichkeit, sein Wissen zu erweitern, Karten der SF zu zeichnen. Bisher war mein Wissen über ostdeutsche SF und Leipzig schwarz-weiß, weil ich noch nie hier war. Dadurch, dass ich die Möglichkeit hatte, mit vielen Leuten zu reden, die höflich waren und englisch sprachen, habe ich nun einen Blickwinkel für die SF in diesem Teil der Welt. Jetzt sehe ich endlich etwas in Farbe, vorher nur Grauschattierungen.

Brian Lumley: Es war für mich und meine Frau sehr interessant. Wir mussten gemeinsam ans Tageslicht hinaus und haben nette Leute wie Frank Festa getroffen. Es war wie Urlaub mit Freunden und hat viel Freude gemacht. Wir bedanken uns für die Einladung und werden wiederkommen. Ich werde nette Bücher schreiben. Ich war in Berlin, Celle und Bielefeld, an vielen verschiedenen Plätzen. Es war eine große Freude hier zu sein. Herzlichen Dank.

Thomas Braatz: Dank an alle, die Unterstützung gegeben haben, besonders an die Übersetzer. Dank an die Gäste, die den weiten Weg auf sich genommen haben. Wir würden uns freuen, wenn der eine oder andere wiederkommt. Es wird in zwei Jahren auch den 8. Elstercon geben. Selbstkritik üben wir an der nicht ganz gelungenen Übersetzung in beiden Richtungen beim Forum gestern Abend.

Kh. Steinmüller: Da taten mir die Übersetzer richtig leid. Die mussten reden wie ein Maschinengewehr.

John Clute: Wir kommen aus England, Kanada und USA, dort sind Cons weit verbreitet. Die Vorstellung, dass es dort eine solche Übersetzung geben könnte, ist unvorstellbar. Es ist schon eine kulturelle Errungenschaft, dass übersetzt wird.

Thomas Braatz: Es haben 185 Personen die Veranstaltungen besucht. 130 davon haben an allen drei Tagen teilgenommen, 55 sind zu einer speziellen Veranstaltung gekommen. Vor zwei Jahren war der Elstercon nicht so gut besucht, und wir wollten schon aufhören.

John Clute: Ich glaube, 200 Personen ist die Obergrenze für eine solche Veranstaltung. Da sind wir wieder bei diesen 150 bis 200 Personen, über die wir gestern gesprochen haben.

Offizielles Ende des Elstercons.



E.Ra.